1,80 DM / Band 555
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,–

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Consuelas bitteres Sterben

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Consuelas bitteres Sterben

John Sinclair Nr. 555

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 21.02.1989

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Consuelas bitteres Sterben

Mit einer lässigen Bewegung seines Zeigefingers stäubte Django, der Töter, die helle Asche des Zigarillos ab.

Sie sank dem Boden der fast leeren Fabrikhalle entgegen und traf die schweißbedeckte Stirn des Polizisten, der rücklings auf dem schmutzigen Boden lag und mit offenem Mund nach Luft schnappte.

»Du hast keine Chance mehr, Bulle! Bald bist du tot. Toter geht es überhaupt nicht mehr.« Er hatte versucht, sanft zu sprechen, was ihm nicht gelang. Seine Stimme klang hoch und schrill.

Da Rusty Long keine Antwort gab, wandte sich Django an seine beiden Helfer. Er, Sweet und Belle gehörten zu den Spitzen einer gewissenlosen Street Gang, die ihr Geld mit Rauschgifthandel verdiente und auf Longs Abschußliste stand. Leider war es umgekehrt gekommen.

Man hatte ihm eine Falle gestellt, in das leerstehende Gebäude am Hafen geschafft, um ihn, bepackt mit schweren Eisenstäben, in der Themse zu versenken.

Das war Problem Nummer eins.

Nummer zwei hatte ihn viel härter getroffen. Sein Sohn Kevin war entführt worden. Mitten in der Nacht war vor seinem Zimmerfenster eine Frauengestalt erschienen, die sich Sternen-Prinzessin nannte und auf einer langen und breiten Messerklinge stehend ihren Weg durch das All fand.

Zwischen Kevin Long und der Sternen-Prinzessin hatte es einen Kontakt gegeben, einen Kontakt auf geistiger Ebene, weil der Junge ein bestimmtes Buch gelesen hatte und von dessen Inhalt so fasziniert gewesen war, daß er den telepathischen Kontakt zu dieser tatsächlich existierenden Person hergestellt hatte.

Auf der Suche nach seinem Sohn war der Drogen-Polizist Rusty Long in die Fall, der Street Gang gelaufen.

Nichts mehr ging.

Django stand über ihm. Er war ein widerlicher Typ. Sein Vorbild mußte Rambo sein, jedenfalls kleidete er sich so wie der Killer im Film. Lederhose, die ärmellose Weste über dem nackten Oberkörper, die schwarze, ölig glänzende Haarflut von einem knallroten Stirnband gehalten. Auf der breiten Stirn prangte eine Narbe. Sie endete direkt unter dem Stirnband. Im breiten Gürtel steckten zwei Messer, ein Totschläger und ein langläufiger Revolver.

Auf eine Kette hatte er ebenfalls nicht verzichtet. Sie hing um seinen Hals und bestand aus kleinen Totenköpfen. Natürlich glänzten auf dem Leder seiner Kleidung silberne Nieten. Manche standen mit ihren spitzen Kanten vor wie Sterne.

Django bezeichnete sich selbst als den Boß sämtlicher Street Gangs in London. Er hatte es tatsächlich geschafft, durch Grausamkeit und Härte bis an die Spitze zu gelangen.

An Frauen war er nicht interessiert, ebensowenig wie seine beiden Begleiter Sweet und Belle.

Im Vergleich zu Diango wirkte Sweet wie ein Milchbubi. Das braune Haar hatte er zu einer Elvis-Tolle geföhnt. Sein Gesicht war weiß. Er trug ebenfalls Lederkleidung, allerdings sehr enge. Er verließ sich auf seine Messer, das beinahe schwertmäßige Ausmaße besaß. Die Scheide hing über seinem Rücken, manchmal kam er sich vor wie ein Samurai in der Großstadt.

Belle, der dritte, sah aus wie ein Engel. Ein Zwitter zwischen Mann und Frau. Sein feingeschnittenes Gesicht umgab ein Kranz von blondem Lockenhaar. Die großen Augen fielen auf, die manchmal so traurig blicken konnten.

Seine Jeanshose bestand aus Stoff, war eng geschnitten, dafür aber besaß das Hemd einen weiten Ausschnitt. Auch er liebte Messer, weil sie lautlos töteten. Die beiden Mordinstrumente schauten mit ihren Griffen aus einer schwarzen, ziemlich schmalen Schärpe hervor, die er um die Hüften gewickelt hatte.

Er und Sweet hatten sich mit den schweren Eisenstangen beschäftigt und sie mit Hilfe eines Drahts um die Beine des Polizisten gewickelt. Derart beschwert, würde er sein nasses Grab in der Themse nie mehr verlassen können.

Rusty Long spürte den Druck der Eisenstäbe und auch den Draht, der durch den Stoff schnitt und seine Haut umklammerte. Es hätte keinen Sinn, um das Leben zu betteln, die Street Gangs steckten voller Haß auf alles Bürgerliche, besonders auf die Polizei. Daß Rusty Long ihnen in die Falle gegangen war, mußte für sie ein Festtag sein.

Einem Zufall war dies nicht zu verdanken. Sie hatten ihn lange genug beobachtet und dann zugeschlagen.

Django rauchte noch immer. Er stand so, daß Rusty ihn anschauen konnte. Jedesmal, wenn der Killer an seinem Zigarillo nuckelte, glühte die Spitze auf wie ein Auge.

»Wenn ich sie nicht mehr mag«, sagte er mit seiner hohen Stimme, »ist das für dich ein Zeichen. Dann werden wir dich ins Wasser schaffen. Ein Bad in der Themse – stark, nicht?«

»Klar, ein Mord.«

Die Augen in dem fettig wirkenden Teiggesicht glänzten. »Es kümmert uns nicht, Bulle. Typen wie du stehen schon seit langem auf unserer Liste. In die Szene wird Bewegung kommen, wenn man von deinem Ableben erfährt. Das kannst du mir glauben.«

»Bestimmt«, erwiderte der Polizist mit Flüsterstimme. »Bewegung in der Szene. Das ist es. Man wird euch jagen und fertigmachen. Ein Mord an einem Polizisten bleibt nicht ungesühnt, mein Freund!«

»Dummes Gerede.« Wieder stäubte er Asche ab. Diesmal landete die graue Spur neben dem Gericht des Polizisten.

Sweet und Belle kamen näher. In der ausgeräumten Halle wirkten sie wie Fremdkörper. In Belles Gesicht zeigten die Augen einen nahezu widerlichen Glanz. Der schön geschwungene Mund mit den weichen Lippen war zu einem Lächeln verzogen. So etwas Unechtes hatte Rusty Long selten gesehen. Vor diesem Lächeln mußte man sich einfach fürchten. Es schien in der Hölle geboren zu sein.

Mit jeweils zwei Fingern strich Belle über die Griffe seiner Messer, als er auf Rusty niederschaute. »Mit dir machen wir den Anfang, Bulle.

Die anderen werden folgen. Wir machen euch alle, wir nageln euch fest. London soll bullenfrei werden.«

»Tatsächlich?«

»Und wie.«

»Was bezahlt euch Costello für den Mord?«

Django mischte sich ein, beugte sich zur Seite vor und hielt eine Hand hinter sein Ohr. »Wie war das?«

»Du hast es schon verstanden.«

»Ich kenne keinen Co… Costino …«

»Schon gut«, sagte Rusty, »schon gut.« Er wollte nicht mehr reden, schloß die Augen und dachte an seinen Sohn, der sich in der Gewalt einer Person befand, die es eigentlich nicht geben durfte. Sie hätte eigentlich nur in der Phantasie eines Schriftstellers existieren müssen, aber es hatte sie gegeben, nicht nur Kevin stand als Zeuge zur Verfügung, auch Linda, seine Mutter.

Zwei Experten waren eingeschaltet worden, die sich mit übersinnlichen Fällen beschäftigten. Ob John Sinclair und dessen Freund Suko es allerdings schaffen konnten, Kevin heil wieder in sein Elternhaus zurückzubringen, war die Frage.

Und wenn, dann würde einer im Haus fehlen, denn Rusty sah keine Chance mehr, diesen drei Killern zu entkommen.

Django rauchte wieder, besah sich den sehr klein gewordenen Zigarillo, nickte und sagte dann: »Ich glaube, das ist es gewesen.« Der letzte Rest rutschte aus seinen Fingern, prallte zu Boden und warf eine kleine Funkenspur in die Höhe.

Dann trat Django sie mit dem Absatz aus und nickte seinen beiden Helfern zu.

»Hebt ihn an!«

»Er ist schwer«, meinte Belle.

»Weiß ich.« Django schenkte Rusty Long noch einen Blick. »Das ist es dann für dich gewesen, Bullen-Miststück. Dein Leben ist so gut wie aus.«

Long gab keine Erwiderung. Er spürte die Hände der beiden Drogen-Gangster an den Fußgelenken und in seinen Achseln. Belle hatte sich parfümiert. Der süßliche Geruch streifte an Longs Nase entlang, ein für ihn widerlicher Hauch.

Rusty schielte nach oben. Belles Engelsgesicht kam ihm vor wie die Fratze des Satans. Er drückte seine Unterlippe vor. Speichel glänzte wie Fett. »Bald«, sagte er leise, »wirst du das Wasser der Themse schlürfen und daran ersticken.«

»Fuck yourself!«

Rusty hatte in einem plötzlichen Anfall von Wut geantwortet. Er war innerlich zu einem Vulkan geworden, der brodelte. Sein Lebenswille peitschte in ihm hoch, doch die Drähte schnürten die Beine mit den

Eisenstangen sowie die Arme zusammen, die sich eng gegen seinen Körper drückten.

Beiles Zunge fuhr über die Lippen.

»Später vielleicht, Bulle, aber das erlebst du nicht mehr.«

Django nickte. »Hebt ihn endlich an, verdammt! Ich will heute noch duschen.«

»Ja, wir auch!« flüsterte Belle.

Sweet stöhnte. Er hatte mit den Beinen Schwierigkeiten. Durch das Gewicht des Eisens waren sie doch schwerer geworden, als er angenommen hatte. Auf seiner Stirn traten die Adern hervor. Er keuchte und unterdrückte nur mühsam einen Fluch.

»Bist du zu schwach?« höhnte Django.

»Ich glaube.«

Der Street-Gang-Boß lachte. »Okay, ich werde dir helfen.« Er trat neben Sweet.

Rusty Long konnte alles sehen. Sein Blick war auch auf das Tor der Halle gerichtet. Er lag ziemlich günstig. Um es anzusehen, brauchte er sich nicht einmal anzustrengen.

Ihm fiel etwas auf. Zuerst dachte er an einen Streich, den ihm seine überreizten Nerven spielen würden, das war es nicht. Das Tor bewegte sich tatsächlich.

Nicht durch den Wind und auch nicht von einer Person, die sich in der Halle aufhielt.

Jemand wollte hinein!

Die Mitglieder der Street Gang hatten davon nichts mitbekommen.

Sie waren nur mit ihrem Opfer beschäftigt.

Wer immer sich auch vor der Tür abmühte, er hatte mit seiner Arbeit Erfolg. Plötzlich schwang einer der Türflügel nach innen, dazu noch so leise, daß die drei Gangster nichts davon merkten.

In der Halle brannte unter der Decke die grelle Lampe. Sie streute ihr Licht gegen die Mauer, die geschwärzten Scheiben, aber nicht bis in die unmittelbare Nähe des Eingangs, wo die Tür allmählich ausschwang.

Auf dem Rechteck stand eine Gestalt.

Ein Kind, ein Junge…

Rusty Long spürte das Hämmern seines Herzens bis in den letzten Gehirnwinkel. Er wollte es nicht glauben. Die drei Gangster interessierten ihn nicht mehr, sein Blick galt einzig und allein dem Ankömmling, denn er kannte ihn so verdammt gut.

Es war Kevin, sein Sohn!

Deutlich konnte Long ihn erkennen. Fast zu deutlich, denn das Gesicht hatte sich verändert.

Kevin besaß nicht mehr die Züge eines Elfjährigen, er sah um zehn Jahre älter aus!

***

Rusty Long hatte in der letzten Zeit Schweres durchgemacht. Dieser Anblick jedoch erwischte ihn wie ein Schlag mit dem Hammer tief in den Magen.

Vergessen waren die Stunden mit den drei Killern, für ihn zählte nur sein noch lebender, sich jedoch so schlimm veränderter Sohn Kevin. Ein älteres Gesicht, das überhaupt nicht zu dem noch jungen und im Wachstum begriffenen Körper paßte.

Es war nicht die Zeit, über die Gründe nachzudenken. Sein eigenes Schicksal stand auf der Kippe. Mit einem wilden Ruck bäumte sich Rusty Long in seinen Drahtfesseln auf. Ein Schrei drang aus seinem Mund. Er zitterte durch die Halle und formte sich zu einem Wort, zum Namen seines einzigen Kindes.

»Keviiinnn…!«

Selbst die drei Killer hatte er durch diesen wilden Ruf überrascht.

Sweet ließ sein rechtes Bein los, das hart und mit der Hacke zuerst auf den Boden schlug.

Belle und Django hielten ihn noch fest. Aber auch sie schauten nicht mehr auf Rusty Long. Die Gestalt in der offenen Tür nahm ihre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Dieser Auftritt war nicht geplant, die Ankunft des Jungen brachte ihre Pläne durcheinander.

Django fing sich als erster. Rusty rutschte aus seinem Griff. Schräg fiel er zu Boden, schlug mit dem Kopf gegen Djangos Schuh, und Belle ließ ihn ebenfalls fallen.

Trotz der Fesseln richtete er sich auf, so daß er in eine sitzende Haltung geriet. Durch seinen Körper raste plötzlich ein Energiestrom, wie er ihn selten erlebt hatte. Er freute sich trotz der Todesangst. Sein Sohn Kevin lebte!

Wie hatte er ihn gefunden? Wie war es möglich, daß Kevin den Weg zu ihm fand? Jemand mußte ihm geholfen haben. Nur die Sternen-Prinzessin kam in Betracht.

Für die Street Gangster war der Gefesselte Nebensache geworden.

Sie kümmerten sich um den Zeugen.

Wie auf der Bühne standen sie da. Nebeneinander und dabei etwas versetzt. Django atmete pfeifend. Sweet schüttelte den Kopf.

Belle grinste hinterhältig.

»Verdammt, wer ist das?« fragte Django.

»Einer, den wir nicht brauchen können!« zischelte Sweet.

»Das meine ich auch«, gab ihm Belle recht.

Django, der Töter, wollte es genau wissen und wandte sich an den Jungen. »He, Kleiner, wo kommst du her?«

Kevin gab keine Antwort. Er stand da, wie vom Himmel gefallen, schaute in die Tiefe der leeren Halle hinein und wartete ab. Der Blick

seiner Augen zeigte eine gewisse Kälte, das war trotz der Distanz zu erkennen. Man konnte ihn nicht mehr als ein normales Kind bezeichnen, er war gekommen, um einzugreifen.

»Ich habe dich etwas gefragt, Junge, und ich will eine Antwort. Das bin ich gewohnt.«

Kevin nickte. Noch sprach er nicht. Dafür ging er einen Schritt vor, danach den zweiten.

Vier Augenpaare beobachteten seine Bewegungen. Er setzte seine Schritte wie jemand, der in eine völlig fremde Welt hineintreten wollte. Das war kein normales Laufen. Den Anwesenden und selbst seinem Vater kam es vor, als würde Kevin über den Boden schweben und hätte sich vom Menschen zu einer überirdischen Gestalt gewandelt, die auf die Erde gekommen war, um nach dem Rechten zu schauen.

Ein Bild, das keiner von ihnen so recht fassen konnte.

»Verschwinde!« keuchte Django.

Kevin schüttelte den Kopf und ging weiter.

»Verdammt, wer ist das?« jaulte Belle und zog eines seiner beiden Messer hervor.

»Mein Sohn!«

Die Antwort des Polizisten empfanden die drei Gangster wie einen Peitschenschlag ins Gesicht, der ihre Züge erstarren ließ. Sie schwiegen, die Überraschung hatte ihre Stimmbänder gelähmt.

Django fing sich als erster. Rusty Long lag hinter ihm und konnte sehen, wie sich der Rücken des Mannes bewegte. Ein Zucken rann über die Wirbelsäule.

»Das ist doch nicht wahr – oder?« Er konnte sogar ziemlich normal sprechen, jedenfalls hatte seine Stimme einen männlichen Klang bekommen.

»Doch, es ist wahr!« Long meldete sich.

Belle spielte mit dem Messer, warf es hoch und fing es wieder geschickt am Griff auf. Django drehte sich um. Er starrte den Polizisten an. »Hör zu, Bulle, das ist nicht dein Sohn, das ist ein verdammter Kretin! Glotz dir mal sein Gesicht an!«

»Ich weiß!«

»Na und?«

»Es hat sich verändert, glaube ich. Ich kann es dir nicht erklären, aber er ist trotzdem mein Sohn.«

»Der hat das Gesicht eines Zwanzigjährigen, verdammt!«

Sweet meldete sich. »Ein Liliputaner!« flüsterte er mit rauher Stimme. »Das muß ein Liliputaner sein. Der alte Kopf, der Körper eines Kindes. Ich glaube nicht, daß wir auf den Bubi Rücksicht zu nehmen brauchen, Django. Was meinst du?«

Der Boß überlegte noch. Auf seiner hellen Babyhaut hatte sich

Schweiß gebildet. Die Augen glänzten, als hätte man kleine Eisstücke in die Pupillen gedrückt. »Ich weiß es nicht. Ich habe das Gefühl, daß der Bulle uns geleimt hat.«

»Mit dem Kleinen?«

Django schüttelte den Kopf, als wollte er Wassertropfen aus seinem Haar schleudern. Dann deutete er auf Belle. »Los, geh hin und hol ihn. Aber sei nicht zu…«

»Nein!« rief Long. »Laßt ihn. Er ist noch ein Kind!«

»Halt dein Maul, verdammt!«

Belle ging. Das Messer hielt er in der Rechten. Spielerisch leicht umfaßten seine Finger den Griff.

Kevin schaute dem Mann entgegen. Furchtlos, wie Rusty glaubte, erkennen zu können. Dem Jungen war die Angst nicht anzumerken.

Er trat sehr sicher auf, sein Atem ging nicht schnell oder hektisch, er war die Ruhe selbst.

Long dachte über den Grund nach. Er konnte sich nur einen vorstellen. Es mußte mit der Sternen-Prinzessin zusammenhängen, die sich als Kevins Freundin ausgegeben hatte. Wenn der Junge so etwas wagte, dann kam er nicht ohne Rückendeckung.

Wo steckte sie?

Long versuchte, an seinem Sohn vorbeizuschauen und einen Blick nach draußen zu erhaschen. Leider war die Lücke zu schmal, er konnte keine Person entdecken, nur mehr die graue Außenwand des Nachbargebäudes und braune Blätter, die ein Windstoß raschelnd über den Boden schleuderte.

Belle hatte den Jungen erreicht. Er wollte ihn anfassen, doch Kevin schüttelte den Kopf. »Laß mich!«

»Frech willst du auch werden, wie?« Das Messer stieß vor und tänzelte vor Kevins Gesicht.

Der blieb stehen. Die Worte klangen aus seinem Mund fremd und ungewöhnlich, als er mit einer veränderten Stimme erklärte: »Ihr seid verloren, ihr seid des Todes…«

Diese Worte und möglicherweise auch deren Klang erschreckten selbst den abgebrühten Belle derart stark, daß er seine Klinge zurückzog und einen unsicheren Blick auf seine beiden Kumpane warf.

Kevin nutzte die Gelegenheit und ging weiter. Er schritt an Belle vorbei. »Des Todes seid ihr, denn sie wird als Sternen-Prinzessin über euch kommen und der Gerechtigkeit zum Sieg verhelfen. Sie kann es nicht zulassen, daß ein guter Mensch umgebracht wird. Er darf nicht sterben, wir werden ihn retten.«

Der Junge hatte mit einer ungemein klaren Stimme gesprochen.

Kraftvoll klang sie durch die Halle. Die Worte bestürzten selbst Typen wie Django und seine Kumpane. Sie hielten sich mit einer Antwort zurück, weil sie einfach sprachlos geworden waren.

Belle stand jetzt hinter ihm. Er hob mit einer müden Geste seinen rechten Arm. Die Messerklinge deutete auf Kevins Rücken. »Django, du brauchst nur etwas zu sagen, dann schleudere ich ihm den Stahl in den Rücken. Los, sag was!«

Django gab keinen Kommentar ab. Er stand da und dachte über die Worte des Jungen nach. Urplötzlich hatte er ein verdammt mieses Gefühl bekommen: Es drückte in seinem Magen und erzeugte ein Unbehagen, das er nicht kannte.

Er hatte sich nach oben kämpfen müssen und war dabei buchstäblich über Leichen gegangen. Angst kannte er nicht. Es gab für ihn keine, die ihm gefährlich werden konnte. Selbst den Profi-Killern der Mafia bot er die Stirn, und in seinem Bereich, seiner Welt, war er der unumschränkte König.

Der Auftritt dieses Jungen mit dem alten Gesicht hatte seine Haltung völlig verändert. Er war durcheinander, wußte nicht mehr, was er noch sagen sollte. Sein Blick traf die Augen des anderen und hakte sich darin fest.

Diese Pupillen flößten ihm Unbehagen ein. Sie waren nicht normal und glänzten, als wären sie mit einem dunklen, ihm unbekannten Licht gefüllt. Ein schlimmer Blick, der alles gesehen zu haben schien, der auch keine Furcht kannte.

Kevin blieb etwa zwei Schritte vor seinem Vater stehen, der die Szene kaum fassen konnte. War das noch sein Sohn, auf den er schaute? Gut, er trug die Kleidung, die Stimme klang ebenfalls so wie immer, aber seine Augen waren anders geworden, und natürlich auch sein Gesicht. Schwer und auf schlimme Art und Weise gealtert, mit einer grauen Haut versehen, durchzogen – von Falten und Furchen, die in ihr ein Muster hinterlassen hatten.

»Kevin…« Er sprach gerade so laut, daß ihn der Elfjährige hören konnte.

»Keine Sorge, Dad, das schaffen wir.«

»Wen meinst du mit *wir*? Ich bin gefesselt.«

Kevins Lippen zuckten. Grinste er, oder wollte er sich über den Vater lustig machen? »Dich meine ich nicht, Dad. Ich habe noch eine andere Unterstützung. Du weißt, wen ich meine.«

»Consuela!«

»Ja, die Sternen-Prinzessin. Sie ist in der Nähe, Dad. Sie wird dafür sorgen, daß uns nichts passiert. Ich bin ein Partner von ihr, wir beide sind sehr stark…«

»Moment mal, Junge, Augenblick. Wie kannst du von ihr ein Partner sein? Du bist schwach, du hast dich verändert. Weißt du eigentlich, wie du aussiehst, Junge? Schau in den Spiegel, sieh dir dein Gesicht an, und du wirst einen Horror erleben.«

»Ja, das kann sein. Ich bin anders geworden«, floß es stockend über

seine Lippen.

»Und wie anders, mein Lieber! Du bist einfach gealtert. Man hat dir deine Jugend genommen. Ist das der Preis, Kevin? Ist es der Preis dafür, daß du dein Elternhaus verlassen hast? Der Verlust deiner Jugend, der herrlichen Zeit?«

Selbst die drei Street-Gang-Typen waren still. Sie ahnten, daß sie Zeuge eines Familiendramas wurden. Der Vater hatte auf gewisse Art und Weise sein Kind verloren. Er versuchte nun, es zurückzuholen, doch der Preis dafür muß einfach zu schlimm gewesen sein.

»Ich habe es so gewollt, Dad. Ich bin nicht gezwungen worden, mit ihr zu gehen. Ich habe nur ihren Ruf vernommen. Ihm konnte ich folgen. Consuela will die Gerechtigkeit. Sie ist von den Sternen gekommen, um zu richten. Sie will nicht, daß Morde geschehen, und auch du sollst gerettet werden, Daddy. Gerade du!«

Rusty Long schüttelte den Kopf. »Ich kann dir nicht folgen. Gut, ich finde es ehrenhaft, daß du mein Leben willst, aber für welchen Preis? Du bist ein Veränderter geworden. Dein Gesicht ist gezeichnet. Die Sternen-Prinzessin hat ihren Preis. Das leben bei ihr kostet einfach zu viel. Deshalb gebe ich dir gern einen Rat. Kehre um, mein Lieber. Geh wieder nach Hause. Deine Mutter macht sich Sorgen.«

»Und du?«

»Ich werde schon zurechtkommen.«

»Aber nicht als Toter, Daddy. Diese Männer wollen dich töten. Sie sind grausam. Ich spürte ihre Ausstrahlung.« Kevin drehte sich um, weil er Schritte gehört hatte.

Belle kam auf ihn zu. Er ging tänzelnd und schwang in den Hüften, als würde ein Tänzer über eine Bühne laufen. Die Messer hielt er jetzt in den Händen.

»Django, meine Klingen sind lautlos!«

»Ja!«

»Soll ich?«

Der Töter überlegte noch. Sekunden verstrichen, die Zeit wurde allen sehr lang. Dann nickte er.

Belle hob den rechten und auch den linken Arm. Er konnte seine Messer synchron schleudern. Die Spitzen zielten bereits jetzt schräg nach unten, auf den Körper des Jungen.

»Nein!« brüllte Rusty Long. »Bist du wahnsinnig?«

Kevin dagegen lächelte. »Keine Sorge, Daddy, dir wird nichts passieren. Consuela ist da!«

Er hatte nicht gelogen. Im nächsten Augenblick geschah das Unwahrscheinliche.

Die Rache von den Sternen traf das Gebäude mit einem wahren Donnerknall!

***

Der Container tauchte urplötzlich vor der Schnauze meines Rover auf. Er wirkte auf mich wie ein starres, graues Ungeheuer.

»Bremsen, John!«

Suko hatte es geschrien. Ich handelte automatisch. Der Fuß trat das Pedal nach unten, die Bremsen griffen – und wir standen.

Den leichten Ruck bekamen wir trotzdem mit, denn die vordere Stoßstange hatte die Seite des Containers leicht berührt.

»Was war mit dir?«

Ich schüttelte den Kopf. »Okay, Suko, es ist okay.« Für einen Moment schloß ich die Augen. »Man soll sich eben während der Autofahrt konzentrieren und nicht in den Himmel schauen.«

»Stimmt.«

»Aber wo ist sie?«

»Irgendwo gelandet.«

Sie sprachen von ein- und derselben Person, von Consuela, der Sternen-Prinzessin.

Sie konnte ich als unser neues Problem bezeichnen, denn wir befanden uns auf der Jagd nach ihr. Einmal hatten wir sie gesehen, bei Lady Sarah Goldwyn, die uns praktisch an die Sternen-Prinzessin herangeführt hatte. Durch die Lektüre eines Buches war bekannt geworden, daß es sie gab, und Lady Sarah hatte herausgefunden, daß sich Consuela auf dem Weg zur Erde befand. Woher sie kam, wußte niemand, aber die Horror-Oma hatte Suko und mich mobil gemacht. [1]

Zuerst hatten wir ihr nicht glauben wollen, es hatte einfach zu unwahrscheinlich geklungen. Dann waren wir zu ihr gefahren und hatten von ihrem Dachboden aus den Himmel in verschiedene Richtungen hin abgesucht.

Das Unwahrscheinliche war eingetreten. Consuela, die Sternen-Prinzessin, erschien tatsächlich.

Sie schwebte auf einer gewaltigen Messerklinge heran, die Ähnlichkeit mit einem überdimensionalen Surfbrett aufwies. Aber sie war nicht allein. Hinter ihr und ebenfalls auf der Klinge stehend, hatten wir einen Jungen gesehen, Kevin Long, den Sohn eines Kollegen, wie wir am anderen Morgen erfuhren.

Er war zu ihr gegangen, freiwillig, und die Sternen-Prinzessin reiste mit ihm durch die Lüfte.

Auch wollte sie zu mir. Sie hatte mich gesucht. Ich war der Sohn des Lichts, und dies wiederum wußte sie. Deshalb wollte sie ein Treffen mit mir, das auch zustande kam, allerdings nicht so verlaufen war, wie sie es sich vorgestellt hatte.

Consuela mochte mein Kreuz nicht! Ob sie sich davor fürchtete oder sonstwie Angst gehabt hatte, konnte ich nicht sagen. Jedenfalls hatte sie die Flucht ergriffen und uns in Lady Sarahs Haus zurückgelassen.

Es war uns am anderen Tag dennoch gelungen, eine Spur aufzunehmen. Durch eben den Kollegen Long. Er selbst hatte sich auf die Suche nach seinem Sohn begeben, was Linda, seiner Frau, nicht paßte. Sie fürchtete sich, hatte uns angerufen und die Geschichte erzählt.

In einer Teestube hatten wir den Kollegen vermutet. Der Besitzer jedoch stritt zunächst ab, ihn überhaupt gesehen zu haben. Später gab er zu, daß Rusty Long entführt worden war. Die Killer vom Syndikat hatten ihn weggeschafft, um ihn aus dem Weg zu räumen.

Denn Long war für die Dealer zu einer Gefahr geworden.

Von Fox, dem Besitzer, hatten wir auch erfahren, daß der Mord irgendwo im Londoner Hafen geschehen sollte, an einer möglichst einsamen Stelle.

Wir waren zum Hafen gefahren, um ihn zu suchen. Unsere Chancen standen dabei eins zu tausend. Zu Gesicht bekommen hatten wir ihn nicht, dafür aber die Sternen-Prinzessin, die wie ein Phantom zusammen mit ihrem gewaltigen Messer über uns erschienen war.

Sie und der Junge standen auf der blanken Klinge und schwebten über den Gebäuden. Als starre Schatten in einer wolkenreichen, nebeligen Dunstlandschaft.

Was sie vorhatten und wo ihr Ziel lag, das wußten wir nicht, gingen allerdings davon aus, daß es mit unserem identisch sein konnte.

Deshalb wollten wir ihr nachfahren, nur hatten wir sie leider schon kurz nach der Entdeckung verloren.

Über dem Wirrwarr aus Lagerhallen, Kränen, Containern backsteinartigen Bürogebäuden und den hohen Aufbauten der Schiffe lag der Herbstdunst. Zu Beginn des Tages war er sehr schwach gewesen. Nun verdichtete er sich, als würde ein gewaltiges Maul immer mehr Schwaden in die dünne Suppe hineinblasen.

Oktobernebel in London, das konnte zum großen Chaos führen und war ein Beweis dafür, daß der Sommer zur Vergangenheit zählte. Noch hingen zahlreiche Blätter an den Bäumen, aber auch sie zeigten bereits die braunen Farben, nickten in Richtung Boden und würden spätestens beim nächsten Sturm abfallen.

»Bist du wieder okay, John?«

Ich räusperte mich. »Ja.«

»Dann laß mich das Schauen übernehmen.« Suko lächelte. »Konzentriere du dich auf die Fahrerei.«

»Klar, einverstanden. Nur weiß ich nicht, wie ich fahren soll. Kennst du dich aus?«

»Nein.«

»Wo haben wir sie zuletzt gesehen?«

Ich bekam keine schnelle Antwort. Suko überlegte noch. Plötzlich erschien ein Schatten neben der rechten Fahrerseite. Jemand klopfte

gegen die Scheibe.

Ich drehte sie nach unten. Ein helmbedecktes Gesicht füllte den Ausschnitt aus. »Ihr könnt hier nicht stehenbleiben. Wir holen die Container gleich ab.«

»Klar«, sagte ich. »Wir haben uns nur verfahren.«

»Zum Hafen gehört ihr nicht«, sagte der Arbeiter.

»Nein.«

»Unbefugten ist das…«

Ich zeigte ihm meinen Ausweis. »Reicht das, Mister?«

»Alles klar.«

Er trat zurück, so daß ich wieder starten konnte. Ich legte den Rückwärtsgang ein, schuf Platz für eine Drehung und konnte den Container umfahren.

»Bleib in dieser Richtung«, sagte Suko. »Ich glaube, da muß sie irgendwo sein.« Er hatte die Scheibe nach unten gedreht, streckte hin und wieder den Kopf aus dem Fenster und legte ihn schräg, weil er den Himmel absuchen wollte.

Im Nebel war nicht viel zu erkennen. Wenn wir etwas sahen, dann nur mehr als schwache Schatten, die mit den Nebelstreifen ineinanderflossen.

Es waren die Vögel, die innerhalb der Wolken so verzerrt wirkten.

Auch ihre Schreie klangen gedämpfter.

Ich rollte über Bahngleise hinweg und lenkte den Rover in Richtung Themse.

»Hat die neue Richtung einen Grund?« fragte Suko.

»Ja. Wenn die Mafioso einem Feind ein nasses Grab bereiten wollen, dann werden sie sich nicht erst die Mühe machen, großartig zu laufen, sondern so nahe wie möglich an das Ufer her anfahren.«

»Das könnte sein.«

Wir fanden eine relativ breite Uferstraße. An der rechten Seite standen Kräne und zwei Werftaufbauten, links sahen wir Gebäude.

Lagerhallen, von denen einige aussahen, als seien sie nicht mehr in Betrieb.

»Stopp!«

Ich reagierte automatisch. Suko hatte etwas gesehen. Durch die dünne Nebelwand zog ein Schatten. Er war schon ziemlich tief, auch nicht weit entfernt, und wir erkannten, daß es sich dabei um Consuela handeln mußte, die auf ihrem Messer stand.

Diesmal verschwand sie ebenfalls, aber wir hatten mitbekommen, wo sie gelandet war.

»Dann mal los!«

Ich drehte das Lenkrad nach links, weil ich erst einen Bogen schlagen mußte, um an das Ziel heranzukommen.

Etwas tutete uns aus der grauen Suppe entgegen. Ein Warnsignal,

danach folgte ein kompakter Schatten. Der Truck rollte vorbei. Im Nebel klangen die Fahrgeräusche gedämpft.

Suko hatte diesmal aufgepaßt. Er dirigierte mich, und wir schlichen voran.

Zum Glück kam uns niemand entgegen. Bei einem breiten Fahrzeug wäre ein Ausweichen schwierig gewesen.

»Jetzt nach links!« flüsterte Suko. Er hatte sich vorgebeugt und eine gespannt wirkende Haltung eingenommen.

Ich drehte am Lenkrad. Wir verließen das holprige Pflaster und fuhren über Betonplatten weiter.

Einen freien Platz erreichten wir zwar nicht, dennoch eine Stelle, wo ein dominierender Bau von Schwaden umwabert wurde. Vor dieser Halle war der Platz ziemlich frei, aber etwas zeichnete sich doch ab.

Ich bremste und löschte die Scheinwerfer. Suko hatte bereits die Tür geöffnet und stieg aus dem Rover. Auch ich trat in den Nebel, der mich umfing wie ein Gespinst. Meiner Ansicht nach war er hier nicht mehr so dick wie in der direkten Nähe des Flusses, so konnten wir uns viel besser orientieren.

Unsere Schritte waren kaum zu hören. Wir bemühten uns selbst, leise aufzutreten, hinzu kamen die grauen Tücher, die unsere Tritte ebenfalls dämpften.

Suko ging rechts neben mir. Er hob seinen Arm und deutete nach vorn. »John, da tut sich etwas.«

Unsere Blicke richteten sich auf die Halle. Die glatte Wand war an einer bestimmten Stelle unterbrochen. In oder hinter ihr schimmerte es hell.

»Das ist Licht!«

Ich hatte den Satz kaum ausgesprochen, als sich innerhalb des wie mit heller Farbe verwaschen gezeichneten Rechtecks eine Gestalt bewegte. Kleiner als wir, ein Kind.

»Das ist er!« zischte ich.

Suko schaute sich sofort um. Wenn Kevin in der Nähe war, konnte die Sternen-Prinzessin auch nicht weit sein. Keiner von uns glaubte daran, daß sie ihren Schützling allein lassen würde.

In der Halle mußten sich noch andere Personen aufhalten. Jedenfalls vernahmen wir Stimmen. Sie klangen sehr gedämpft, wir konnten nicht hören, was gesagt wurde.

Eine direkte Gefahr drohte dem Jungen nicht, auch wenn plötzlich jemand seinen Namen schrie.

»Das war Rusty Long!« sagte Suko.

***

»Glaube ich auch.«

»Verdammt, was macht dann sein Sohn hier?«

Die Antwort war leicht. »Denk daran, daß diese Consuela Gerechtigkeit will. Nur Gerechtigkeit, auf welche Art und Weise auch immer. Ich schätze, daß wir bald ein Drama erleben.«

»Willst du eingreifen?«

»Noch nicht, aber näher heran.«

Das taten wir auch. Unhörbar schlichen wir auf das Ziel zu. Das Licht wies uns den Weg.

Wir waren noch gedeckt. Die anderen Personen aber nicht. Zwar wallten Nebelwolken durch den offenen Eingang, doch das Licht reichte aus, um sie für uns sichtbar zu machen.

Drei Erwachsene und den Jungen sah ich. Nein, es waren vier Erwachsene. Ich mußte mich korrigieren, denn einer hockte auf dem kalten schmutzigen Boden.

Rusty Long war es. Seine Haltung ließ erkennen, daß sie ihn gefesselt hatten.

Kevin zeigte keine Angst. Die Unterhaltung spitzte sich zu. Sie lief darauf hinaus, daß unser Kollege den Tod finden sollte und sein Sohn ebenfalls. Zeugen konnten die Mörder nicht gebrauchen.

»Ich glaube, John, wir sollten allmählich etwas tun!« schlug Suko vor und holte die Beretta aus der Halfter.

»Das meine ich auch!«

Wir brauchten nicht einzugreifen, denn eine andere Person hielt bereits alles unter Kontrolle.

Es war die Sternen-Prinzessin.

Sie kam aus dem dichten Nebel, war schnell wie ein Schatten und gewaltiger als ein Dampfhammer.

Innerhalb einer Sekunde produzierte sie Chaos total!

Das bekamen auch die drei Street-Gangster mit, und sie wußten nicht, was sie noch unternehmen sollten.

Urplötzlich brachen eine Wand und ein Teil des darüberschwebenden Daches zusammen. Sie klappten ineinander wie dünnes Papier. Mauerbrocken flogen in das Innere der Halle, wurden zu lebensgefährlichen Geschossen und vermischten sich mit dem Glas der Fensterscheiben.

Belle erwischte es als ersten. In einem Anfall von Wahnsinn war er der fallenden Wand entgegengelaufen, als könne er sie mit seinen beiden Messern stoppen.

Statt dessen stoppte man ihn. Es waren gleich zwei mächtige Brocken, die gegen ihn schleuderten, ihn zu Boden warfen und ihn unter ihrem Gewicht zerdrückten.

Er schrie noch, und sein Schrei vermischte sich mit dem Geräusch eines hohl klingenden Pfeifens, als eine Person zusammen mit den fallenden Trümmern in die große Halle schwebte.

Consuela kam!

Sie hatte mit der Spitze ihres gewaltigen Flugmessers die Mauer aufgerissen, als wäre diese aus Papier errichtet worden. Das Gestein besaß keine Chance, diesem magischen Angriff zu widerstehen.

Etwas versetzt und breitbeinig stand die Sternen-Prinzessin auf ihrem Messer. Das dunkle Haar wehte fahnengleich nach hinten, in den Augen blitzte es, als würden dort neue Sterne geboren.

Über die Trümmer glitt sie hinweg und drehte sich in einem Halbkreis. Belle konnte sich nicht mehr melden. Wo er gestanden hatte, lagen die dicken Trümmer und hatten ihn begraben. Nur die untere Hälfte eines Beins schaute noch hervor.

Kevin Long hatte die Arme hochgerissen. »Consuela!« rief er. »Du bist die Retterin.«

Sie lachte und drückte sich so hoch, daß sie den Kopf einziehen mußte, um nicht gegen die Decke zu stoßen. Dort stand sie für einige Sekunden regungslos.

»Nun zu dir, Killer!«

Damit war Django gemeint, denn die breite Spitze zielte direkt auf ihn.

»Kevin, komm her!« schrie Rusty Long.

Er achtete nicht auf den Ruf seines Vaters, das andere faszinierte ihn um so mehr.

Sweet rannte weg. Er lief in Richtung Ausgang, stolperte über die Trümmer, fiel hin, schlug sich das Gesicht auf und hetzte trotz der Schmerzen weiter.

Uns lief er in die Arme.

Wir hatten einfach nicht vor der Halle bleiben können. Zum Glück waren wir nicht sofort losgelaufen, sonst hätten uns die Trümmer möglicherweise erwischt.

Als wir in das Chaos aus Nebel, Staub und Krach eintauchten, war ein Teil der Wand schon zusammengebrochen.

Suko fing den Mann ab. Vor seinen Augen erschien ein blutverklebtes Gesicht mit weit aufgerissenen Augen, in denen die nackte Angst flackerte.

»Der Tod!« brüllte er Suko an. »Der Tod hat mich erwischt, verdammt! Ich bin…«

»Ruhig!« flüsterte der Inspektor. »Du mußt ruhig sein. Ganz ruhig…«

»Nein, laß mich!« Er wollte treten, schlug auch. Für Suko gab es nur eine Möglichkeit.

Er holte aus und schlug zu.

Der Lederknabe verdrehte die Augen. Seine Wangen zitterten plötzlich, dann brach er zusammen.

»Gut so«, sagte ich. Durch diesen Treffer hatten wir einem das Leben retten können. Leider waren wir auch aufgehalten worden, denn als wir endlich die leere Halle betraten, befand sich Consuela bereits in

voller Aktion. Wir konnten sie nicht mehr stoppen und hätten zudem gegen das Krachen der Schüsse anschreien müssen.

Django feuerte!

Er hatte seinen ersten Schock überwunden und die Waffe gezogen.

Leicht geduckt stand er da, den Revolver hielt er mit beiden Händen umfaßt, um sein Ziel nur nicht zu verfehlen.

Er schoß auf Consuela!

Sie störte sich nicht daran. Keine Kugel schaffte es, ihre Flugrichtung zu verändern. Sie stand auf dem Messer wie angeleimt, den Blick auf Django gerichtet. In einem weit geschwungenen Halbbogen kam sie auf ihn zu.

Django mußte sich drehen.

Er schrie mit seiner hohen Falsettstimme. Die Waffe zwischen den Händen schien regelrecht zu explodieren. Dabei schüttelte er wild den Kopf, traf auch und mußte mit ansehen, daß normale Kugeln dieser Person auf dem Messer nichts anhaben konnten.

Consuela zuckte nicht einmal zur Seite, als das Blei sie hart erwischte.

Dafür kam sie näher.

Django schoß noch einmal, dann war die Waffe leer. Das metallische Klicken, als der Hammer »leer« aufschlug, ging im Schreien des Street-Gangsters unter.

Er wollte weg.

Eine halbe Drehung schaffte er, einen Sprung auch noch, dann stolperte er.

Nicht über ein am Boden liegendes Hindernis, es war das Messer, das ihn in der Bewegung erwischte.

Django fiel zwischen die Trümmer und die Staubwolken, die sich noch nicht gesenkt hatten und seinen fürchterlichen Anblick gnädig verdeckten. Consuela aber wischte über ihn hinweg. Sie löste die rechte Hand von ihrer Hüfte. Mit einem blitzschnellen Griff packte sie Kevin an der Schulter und riß ihn hoch. Der wußte kaum, wie ihm geschah, und er kam erst zu sich, als er wieder auf dem Messer stand.

Suko und ich hatten die leere Halle mittlerweile betreten und waren mitten hineingeraten in das Chaos aus Trümmern und Grauen.

Durch den Nebel bekam ich mit, wie der Junge auf das Messer gehievt wurde. Eine Sekunde später sah Consuela mich.

Ihr Gesicht verzerrte sich. »Wir treffen uns wieder!« brüllte sie, bevor sie schneller wurde.

Möglicherweise lag es an der Sicht, aber mich überkam der Eindruck, daß die breite Messerklinge zu einem Schatten wurde, der fast mit Lichtgeschwindigkeit davonhuschte und zwei Personen trug.

Die Sternen-Prinzessin und der Junge verschwanden blitzartig durch die Lücke.

Ihnen hallte der. Schrei eines verzweifelten Vaters nach. Rusty Long hockte am Boden, die Augen weit aufgerissen, und atmete das Gemisch aus Nebel, Staub und Luft ein.

Ich schloß für wenige Sekunden die brennenden Augen. Als ich sie wieder öffnete, war Suko gegangen, um den Bewußtlosen zu holen.

Ich kümmerte mich um Long.

»Er ist wieder weg!« keuchte der Kollege. »Mein Gott, sie hat ihn mitgenommen.«

»Ja, wir konnten nichts tun.«

»Haben Sie… haben Sie sein Gesicht gesehen, Mr. Sinclair?«

»Nein, es ging zu schnell.«

Rusty Long starrte ins Leere. Einen derartigen Ausdruck hatte ich nur selten in den Augen eines Menschen gesehen. »Sie nahm ihn wieder mit, vor meinen Augen, und sie nahm einen Jungen mit auf die Reise, dessen Gesicht um Jahre gealtert war.«

Ich schüttelte den Kopf. »Noch mal von vorn. Was haben Sie da gesagt? Um Jahre gealtert?«

»Ja, so ist es. Furchtbar. Er hatte den Körper eines Elfjährigen, aber das Gesicht gehörte zu einer Person, die mindestens zwanzig Jahre alt war. Verstehen Sie?«

»Das ja, aber nicht begreifen.«

»Ich auch nicht, Sinclair, ich auch nicht.« Er senkte den Kopf und begann zu weinen, während ich mich mit den verdammten Drahtfesseln beschäftigte und zunächst die an den Handgelenken unter großen Mühen öffnete. »Und Sie haben sich nicht getäuscht, Mr. Long?«

»Nein, nein, ich konnte ihn sehr deutlich erkennen. Es ist vielleicht unwahrscheinlich, unglaublich. Er ist nicht mehr mein Sohn, obwohl er es noch ist.«

Ich beschäftigte mich mit den Fußfesseln, während Long seine Gelenke massierte. »Schon ein Mann mit dem Körper eines Kindes. Das begreife ich einfach nicht.«

Suko machte einen Rundgang. Er schaute genau hin und stellte fest, daß Django nicht mehr zu helfen war. Dieser Verbrecher und Mörder hatte einen fürchterlichen Tod erlitten, noch schlimmer als sein Kumpan, der Belle hieß, wie uns Long erzählte.

Sweet war noch bewußtlos. Suko hatte ihn gegen ein großes Trümmerstück gelehnt und ihm so gut wie möglich das Gesicht gesäubert. Er schlug leicht gegen seine Wangen. Ich schleuderte die Eisenstangen zur Seite, die Long auf den Grund des Flusses gezogen hätten. Stehen konnte er noch nicht, die letzten Stunden hatten an seiner Konstitution genagt. Hinzu kam die seelische Verfassung. Das Wissen darum, daß er es nicht geschafft hatte, seinen Sohn zu beschützen. So etwas mußte auf ihn, den Vater, wie ein Keulenhieb

wirken.
»Er kommt zu sich«, meldete Suko.
Ich ging zu den beiden. Sweet hielt die Augen bereits offen. Er sah aus, ein Ausdruck der Panik schnellte in seinen Blick. Mit einer unfertig wirkenden Bewegung wollte er in die Höhe kommen, doch ich drückte ihn mit sanfter Gewalt zurück.
»Bleib hocken, Sweet, es ist vorbei!«
»Nein, nein, das Messer…«
»Gibt es hier nicht mehr.«
Er erwiderte nichts. Mit seiner Hand tastete er an den Nacken, wo ihn der Treffer erwischt hatte. Mit weinerlicher Stimme flüsterte er die Namen seiner Mordkumpane. »Django… Belle … wo … wo sind sie?«
»Tot!« erwiderte Suko.
Sweet schrak zusammen. Er schien danach zu einem Eisblock zu werden. Tränen stürzten aus seinen Augen. Der Mann, der mit anderen Menschen kein Mitleid gehabt hatte, weinte um sich, sein Schicksal und vielleicht auch um seine Freunde.
»Du solltest uns dankbar sein, daß du noch am Leben bist«, erklärte Suko. »Außerdem ist es dir erspart geblieben, einen Mord zu begehen. Und Dankbarkeit verlangen wir. Also, mein Junge, wie ist es überhaupt dazu gekommen, daß ihr Rusty Long ermorden…?«
»Nein, nein!« kreischte er. »Wir wollten ihn nicht umbringen. Ich… ich schwöre es.«
»Tatsächlich?«
»Ja.«
»Was hattet ihr dann vor?«
»Es war ein Spaß. Wir wollten dem Bullen nur einen Schrecken einjagen, mehr nicht.«
Derjenige, der gemeint war, lachte rauh. »Ein Spaß, wie?« schrie Rusty und hustete, weil ihm Staub in den Rachen gedrungen war.
»Das ist kein Spaß gewesen, verflucht. Schau dir mal meine Gelenke an. Sie sind blutig, aufgerissen von eurem verdammten Draht, den du um meine Hände und Füße gewickelt hast. Soll das ein Spaß gewesen sein, du Hundesohn? Sag es noch einmal, dann…«
Er wollte sich auf die Beine quälen, trotz seines schwachen Zustandes. Das schaffte er nicht ganz, außerdem war ich schneller und hielt ihn sofort zurück.
»Bleiben Sie ruhig, bitte.«
Rusty Long grinste schief. »Würden Sie ruhig sein, wenn Sie haarscharf dem Tode entronnen sind?«
»Nein.«
»Na bitte.«
»Es ist wichtiger, wenn der Mann redet. Jetzt steht er unter Schock, da wird er den Mund aufmachen müssen.«

»Der nicht.«

Rusty Long sollte sich geirrt haben. Sweet redete. Zuerst stockend, dann immer schneller.

Wir erfuhren dabei viel über die Pläne der Street Gang und wie sie es geschafft hatten, Rusty in eine Falle zu locken, aber die Sternen-Prinzessin erwähnte er nicht. Durch ihr Auftauchen war er ebenso geschockt und überrascht worden wie wir.

»Kannten Sie diese Person tatsächlich nicht?« hakte ich noch einmal nach.

»Nein!« schrie er mich an. »Ich habe sie heute zum erstenmal gesehen. Sie ist mir fremd, verflucht!« Er war rot angelaufen, so sehr regte er sich auf.

Wer so reagierte, dem mußte man einfach glauben. Der Meinung war auch Suko. Selbst Rusty Long stimmte uns zu. »Es war wohl ein unglückliches Zusammentreffen zweier verschiedener Dinge«, resümierte er. »Ich kann nur hoffen, daß sich mein Sohn irgendwann besinnt und in sein Elternhaus zurückkehrt.«

»Glauben Sie daran?«

»Nein, Sinclair, eigentlich nicht. Ich habe noch immer sein Gesicht vor Augen, es sah furchtbar aus. Einfach schrecklich und grausam. Nicht blutig oder angeschlagen, etwas anderes ist hinzugekommen. Der Alterungsprozeß hat ihn in diese schlimme Lage versetzt. Wie kann er gealtert sein? Wissen Sie es?«

»Leider nicht.«

»Aber Sie beschäftigen sich mit diesen Phänomenen. Sie jagen die Geschöpfe, deren Existenz nicht begreifbar ist. Da müßten Sie doch eine Erklärung finden können.«

»Im Moment nicht. Wir können nur spekulieren.«

»Und wie?«

»Vielleicht liegt es an der Geschwindigkeit. Stellen Sie sich vor, sie reisen mit der Geschwindigkeit des Lichts. Da werden physikalische und auch physiologische Gesetze aufgehoben. Sie können nichts mehr von allein steuern.«

Die Augen des Kollegen waren immer größer geworden. »Aber diese Consuela«, sagte er leise. »Bei ihr ist doch dieser Fall nicht eingetreten, oder irre ich mich?«

»Keine Ahnung, Mr. Long. Wir kennen sie nicht, wir kennen nicht ihre Herkunft, ihre Geburtsstunde und auch nicht ihre Ziele. Es liegt alles im tiefen Dunkel der Geschichte begraben. So sehe ich den Fall. Und noch etwas, wir werden Ihren Sohn wiedersehen.«

Er lachte mich an und aus. »Das sagen Sie nur, damit ich ruhiggestellt werde.«

»Nein, es ist meine Meinung, zu der ich stehe. Die Sternen-Prinzessin ist nicht allein auf Ihren Sohn fixiert, es gibt noch eine andere Person,

zu der sie will.«
»Meinen Sie etwa sich damit?«
»Genau.«
Er lachte wieder. »Was sollte die schon von Ihnen wollen? Oder haben Sie auch das Buch gelesen?«
»Ein anderes über das Thema.«
»Und?«
Ich winkte ab. »So genau weiß ich nicht Bescheid. Einen Rat möchte ich Ihnen noch geben: Lassen Sie Ihre Rachetour bleiben! Wir kümmern uns um Ihren Sohn.«
Er nickte. Nur war dies keine Erklärung des Einverständnisses.
»Hören Sie, Sinclair, sind Sie Vater?«
»Nein.«
Er grinste bitter. »Nur jemand, der keine Kinder hat, kann so sprechen wie Sie.«
Möglicherweise hatte der gute Rusty Long recht. Aber was sollte ich tun? Ich konnte ihm wirklich nicht sagen, daß er seine Rachetour fortsetzen sollte.
Er war aufgestanden. Breitbeinig und ziemlich schwach stand er auf den Füßen. Der Blick hatte etwas Stieres bekommen. Seine Hände zitterten ebenso wie die Kniekehlen. Er klopfte seine Taschen ab.
»Ich habe mit dem Rauchen aufgehört, aber verdammt, jetzt brauche ich eine Zigarette!«
Ich gab ihm eine von mir.
»Danke.« Er rauchte und starrte in den Qualm, der sich mit dem eindringenden Nebel und dem Staub vermischte. Dabei flüsterte er den Namen seines Sohnes.
Suko wollte die Kollegen informieren und verließ die leere Halle.
Er rief die Mordkommission von unserem Dienst-Rover aus an.
Ich blieb bei Long und sah, daß er Mühe hatte, die Tränen zurückzuhalten. Seine Wangenmuskeln bewegten sich zuckend, die Lippen ebenfalls. Er warf die Zigarette weg und zermalte sie mit der Hacke.
»Versprechen Sie mir, Sinclair, daß Sie meinen Jungen wieder zurückholen? Versprechen Sie mir das?«
Er schaute mich bei dieser Frage direkt an. In den Augen las ich Vertrauen, gepaart mit Hoffnung. Was konnte ich diesem Vater, der um seinen Sohn bangte, erwidern?
»Ich will eine ehrliche Antwort, Sinclair!«
»Die bekommen Sie, Rusty, sogar eine sehr ehrliche. Ich kann Ihnen nicht versprechen, Kevin wieder zurückzuholen. Er befindet sich in der Gewalt einer Person, die sehr mächtig ist. Diese Sternen-Prinzessin sieht menschlich aus, aber sie ist den meisten Menschen überlegen, aus welchen Gründen auch immer. Sie ist mächtig, stark, sie hat

möglicherweise in ihrer Welt einen gewaltigen Einfluß. Wenn sie ihre Kräfte einsetzt und die auf unsere Welt hin überträgt, kann es böse enden.«

»Also nicht viel Hoffnung?«

»Das kann sein.«

Er spie in die Trümmer, drehte mir den Rücken zu und sagte leise:

»Ich glaube, ich gehe jetzt.«

»Und wohin, Rusty?«

»Zu meiner Frau«, erwiderte er leise. »Ich muß bei ihr bleiben, ich muß nachdenken…« Er hob die Schultern. »Vielleicht werde ich mich auch besaufen, Sinclair.« Die letzten Worte schluchzte er. Dann lief er mit eiligen Schritten davon und aus der Halle.

Ich hielt ihn nicht zurück. So wie er reagierte, war es in seiner Lage das beste…

***

Als Mensch hat man die Verpflichtung, sich über den Tod eines anderen Menschen nicht zu freuen, doch die Kollegen von der Mordkommission waren auf irgendeine Art und Weise froh, daß es das harte Trio der Street-Gang nicht mehr gab.

Wir hatten erfahren, daß man ihnen zahlreiche Tötungsdelikte, sowohl direkt als auch indirekt zur Last legte. Indirekt deshalb, weil sie mit harten Drogen gedealt hatten. Jetzt würde es in der Szene zu kochen beginnen, auch aus dem Grund, weil Sweet ausgepackt und mit seinem Wissen nicht mehr hinter dem Berg gehalten hatte.

»Das wird selbst Logan Costello erschüttern«, hatte ich mehr als einmal erfahren.

Costello war so etwas wie ein Reizwort für Suko und mich. Wir fragten uns, ob wir mit ihm in Kontakt treten sollten, ließen den Gedanken dann jedoch fallen, da Costello mit der Sternen-Prinzessin bestimmt nichts zu tun hatte.

Wir fuhren zu Lady Sarah Goldwyn. Bei Glenda Perkins hatten wir uns telefonisch abgemeldet und erfahren, daß nichts anlag.

Der Nebel lag in mehreren Schichten über der Stadt. Zwischen den Häusern sehr dicht, darüber etwas blasser und in Höhe der Dächer nur mehr als Streifen.

In London brach der Verkehr zusammen. Da nutzten auch keine Umwege. Bis wir das Ziel erreichten und in der Nähe des Hauses einen freien Parkplatz fanden, war der Nachmittag schon fast vorbei.

Lady Sarah und Jane hatten voller Ungeduld auf uns gewartet. Die Horror-Oma öffnete uns die Tür. Erst als Jane Collins hörte, wer gekommen war, zeigte sie sich.

Schlimm sah sie aus. Auf dem Hals wuchs der Skelettschädel und schimmerte gelblich. Das Haar, sonst voll und blond, erinnerte an ein

bleiches, brüchiges Spinngewebe. Es umgab wirr ihren Kopf. Sie sprach mit einer normalen Stimme und begrüßte uns per Handschlag. »Was habt ihr erreicht?«

»Kommt erst mal rein«, bat Lady Sarah. »Tee und Gebäck stehen schon bereit. Wärmt euch etwas auf. Draußen ist es widerlich geworden.«

Wir gingen in den Wohnraum, der auf mich einen gemütlichen Eindruck machte. Es gab Leute, die die Einrichtung als kitschig empfanden, aber mich erfreuten die Möbel aus der guten alten Zeit, auf die Lady Sarah aber keinesfalls verzichten wollte.

Es tat gut, in einem der bequemen Ohrensessel Platz nehmen zu können. Ich schloß die Augen, genoß die Wärme des Raumes. Allmählich verschwanden die schrecklichen Bilder aus der Halle vor meinen Augen. Die Toten, das Blut, die Schreie, das Krachen, Nebel und Staub. Es rückte alles sehr weit weg.

Das Klappern des dünnen Teegeschirrs riß mich aus meinen Gedanken. Lady Sarah deckte den Tisch, unterstützt von Jane, die einem Monster ähnelte.

Erst nach zwei kleinen Schlucken sagte Sarah Goldwyn: »Ihr scheint nicht erfolgreich gewesen zu sein, wenn ich euch so ansehe?«

Ich stellte die Tasse zur Seite und schüttelte den Kopf.

»Einspruch«, sagte Suko. »So kannst du das nicht sehen. Wir haben schließlich ein Leben gerettet.«

»Und zwei andere nicht.«

»Wie bitte?« wunderte sich Jane.

Sie bekam die Geschichte von Suko erzählt. Eigentlich waren es ja zwei, die zusammenliefen.

Jane und Sarah hörten angestrengt zu. Daß der Fall derart ausufern würde, damit hätte keiner von ihnen gerechnet. Auch sie waren deprimiert, daß wir es nicht geschafft hatten, die Sternen-Königin zu stellen und den Jungen wieder seinen Eltern zu übergeben.

»Dann wird sie weiter Unheil anrichten«, flüsterte die Horror-Oma. »John und Suko, nicht nur auf euch lastet eine Verpflichtung, auf mir ebenfalls. Ich fühle mich mitverantwortlich für die Dinge, die geschehen sind. Letztendlich habe ich euch auf die Spur gebracht.«

»Das stimmt, aber…«

»Kein Aber, John. Wir müssen in diesem Fall zusammenarbeiten. Die Sternen-Prinzessin muß gestellt werden.«

»Aber wie?« fragte Suko. »Sie ist verschwunden, wir haben wieder keine Spur mehr von ihr.«

»Ihr nicht«, gab Lady Sarah zu. »Vielleicht bringt uns das Buch weiter.«

»Das haben wir uns schon angeschaut«, sagte Suko, der ebenfalls die Beine ausgestreckt hatte. Jane Collins saß zwischen uns beiden.

»Auch genau genug?«
»Kaum.«
»Eben. Darin liegt das Problem.«
Ich stand Suko bei. »Wir wissen immerhin, um was es geht, Lady Sarah. Es ist von einer Zeitverschiebung geschrieben worden, von einer Sternen-Prinzessin, die sich auf den Weg gemacht hat, um den Sohn des Lichts zu treffen.«
»Die sich auf den Weg machen wird!« präzisierte Sarah Goldwyn.
»Meinetwegen auch das. Die Zeitverschiebung muß stattgefunden haben, sonst wäre sie nicht gekommen. Wie sich die Dimensionen dabei überlappten und verschoben, kann ich nicht sagen.«
Suko stellte eine andere Frage. »Wer hat das Buch überhaupt geschrieben?«
Die Horror-Oma hob die Schultern. »Den Autor kenne ich nicht.«
»Er heißt Ursenius«, sagte Jane.
»Ein Pseudonym!«
»Bestimmt, John.«
»Und von wann ist das Buch?«
Lady Sarah schaute zuerst mich an, dann klappte sie es auf. »Aus dem vorigen Jahrhundert. Im Impressum fehlen genaue Angaben.«
»Aber der Verlag.«
Sie nickte. »Das schon.« Dann setzte sie ihre Brille auf, die an einer Schnur um ihren Hals hing. Die Ketten klirrten, sie hielt das Buch gegen das Licht und konnte die Schrift entziffern. »Das ist der Universum-Verlag.«
»Kenne ich nicht«, sagte Suko. »Du etwa, John?«
»Nein, auch nicht.«
Lady Sarah ließ das Buch sinken. »Wir könnten mal nachschauen, ob es diesen Verlag noch gibt. Oft ist es so, daß sich Verlage über Jahrzehnte hinweg halten.«
»Meinst du wirklich?«
»John, du bist heute nicht in Form.« Sie wollte aufstehen, Jane Collins kam ihr zuvor und holte ein Branchenbuch. Die Horror-Oma war wirklich mit allem ausgestattet.
»Schau unter U nach«, sagte Suko grinsend.
»Danke, lesen kann ich allein.« Jane blätterte. Ich trank Tee, Suko schaute gegen die Fensterscheibe mit der weißen Gardine davor, nur Lady Sarah war gespannt.
Hoffnung hatte ich so gut wie keine – und wurde angenehm enttäuscht, denn Jane rief: »Hier ist es… Universum-Verlag. Der hat seinen Sitz in Kensington, in der Phillimore Street, gar nicht mal weit vom Holland Park entfernt.«
Triumphierend nickte sie uns zu. »Jetzt schaut ihr dumm aus der Wäsche, wie?«

»In der Tat«, erwiderte ich britisch vornehm. »Der Ausdruck ist genau zutreffend.«

Suko stand bereits auf. »Dann wäre unser nächstes Ziel ja klar. Ich wollte schon immer mal einen Verlag besichtigen.«

»Falls dort noch gearbeitet wird.« Ich warf einen Blick auf die Uhr.

»Ich rufe an!« Jane steckte voller Aktivität, was mich etwas mißtrauisch machte.

Sie bekam tatsächlich Verbindung und erkundigte sich, wie lange verantwortliche Mitarbeiter noch im Haus sein würden. Die Antwort schien sie zufriedenzustellen, denn sie nickte. »Ja, das ist gut«, fügte sie noch hinzu. Jane ballte die freie Hand zur Faust, legte auf und drehte sich zu uns hin.

»Sollen wir?«

»Wen meinst du?« erkundigte ich mich lächelnd.

»Ich schließe mich mit ein.«

»Nun ja, im Prinzip habe ich nichts dagegen, Jane, aber…«

»Hör auf, John!« Ihre Stimme nahm an Schärfe zu. »Ich weiß, daß es um mein Gesicht geht. Aber denke auch daran, daß der Tag sich dem Ende zuneigt und die Verwandlung beginnt.«

Was sollte ich dagegen noch sagen? Nichts mehr. Jegliches Argument hatte mir Jane schon vorweggenommen.

»Also gut, fahr mit.«

»Danke. Habt ihr den Rover da oder Sukos BMW?«

»Ach nee! Ansprüche stellen auch noch, wie?«

»Immer.«

»Recht hat sie ja«, stand Suko ihr bei. »Es ist wirklich ein Unterschied, ob sie mit dem alten Rover fährt oder mit einem neuen Flitzer.«

»Es gibt noch eine dritte Möglichkeit«, sagte sie. »Ihr könnt zu Fuß gehen. Wie wäre das?«

»Überhaupt nicht gut«, sagte Jane. »Man verläuft sich im dichten Nebel einfach zu schnell…«

***

Jane Collins war geduckt gegangen, trotz ihres Kopftuchs, das sie um den Schädel gebunden hatte. Sie wollte nicht erkannt werden, Menschen hätten sich sonst erschreckt.

Sehr hastig lief sie zwischen uns und hinein in die uns entgegenwehenden Nebeltücher.

Ich schloß den Wagen auf und öffnete auch die Hecktür. Jane ließ sich in den Fond fallen. »Nicht mehr lange«, flüsterte sie, »dann wird es dunkel.« Sie lachte auf. »Die meisten Menschen freuen sich auf den Sommer, ich nicht. Bei mir ist es umgekehrt. Ich warte auf den Winter, wo die Tage kürzer werden.«

Suko hämmerte die Beifahrertür zu. Den Weg kannte ich und hoffte nur, daß wir gut durchkamen.

London war verstopft, London blieb verstopft, so daß uns nichts anderes übrigblieb, als uns in die langen Schlangen der Karawanen aus Blech und Reifen einzureihen.

Es hatte auch seinen Vorteil, denn allmählich zog die Dämmerung über die Stadt, und Jane erlebte wieder das Gefühl der Verwandlung. Es ging nicht ohne Schmerzen vor sich.

Sie blieb nicht mehr so steif hocken. Einige Male stöhnte sie auf, hielt die Hände vor ihr Knochengesicht gepreßt oder fuhr mit den Fingern durch die Haare.

Ich sah in den Innenspiegel. Nur kurz, weil ich ihre Qualen nicht länger mit anschauen konnte. Wenn ich es mitbekam, wurde ich daran erinnert, daß wir es nicht geschafft hatten, den Fluch, der über Jane ausgesprochen worden war, zu löschen.

Wieder rollten wir auf einen Stau zu. Er war lang. Um die Umwelt nicht noch mehr zu belasten, stellte ich den Motor ab. Aus dem Fond hörten wir Janes heftige Atemzüge, die sich allerdings sehr rasch normalisierten, ein Beweis, daß sie die Rückverwandlung überstanden hatte.

Ich drehte mich auf dem Sitz. Jane war dabei, sich den Schweiß aus dem Gesicht zu wischen. Aus einem normalen Gesicht, wie ich erkennen konnte. Nichts mehr war zurückgeblieben. Auch das Haar besaß wieder die volle Dichte und die so herrlich blonde Farbe.

Sie nickte uns zu. Ihr Lächeln war noch verzerrt, das änderte sich.

»Okay, wir können fahren.«

»Sag das dem Stauführer.«

Noch über zehn Minuten steckten wir fest. Erst rollten wir allmählich weiter.

Die geisterhafte Landschaft schluckte uns. Lichter waren nicht mehr als verschwommene, manchmal auch bunte Flecken inmitten der grauen, treibenden Wolken. Die Fassaden der Häuser konnten wir nur mehr ahnen. Sie glitten lautlos vorbei.

Straßenlaternen wirkten wie geisterhafte Grüße aus dem Jenseits.

Wenn sich die trägen Wolken durch ihren Schein schoben, schienen Gespenster ihr unsichtbares Reich verlassen zu haben, um der Menschheit einen Besuch abstatten zu können.

Auf der breiten Holland Park Avenue kamen wir besser voran. An einem Zipfel an der Nordgrenze des Parks bogen wir ab. Der Park selbst wirkte wie in Watte verpackt. Kaum war etwas von seinen zahlreichen Bäumen und dem dichten Buschwerk zu sehen.

Die Phillimore Street gehörte zu den ruhigen Straßen. Hier zu wohnen, konnte sich nur jemand leisten, der auch das dementsprechende Kleingeld besaß. Für Suko und mich wären die

Mieten unerschwinglich gewesen.

Wir fanden unser Ziel trotz des Nebels schnell. Eine Leuchtreklame wies uns darauf hin.

Die beiden Worte des Universum-Verlags waren durch eine Weltkugel getrennt worden. Sie strahlte in einem dunklen Rot, das düster hinein in die Nebelschwaden stach. Die übrigen Buchstaben gaben helles Licht ab. Trotz des Dunstes erreichte es auch einen freien Platz vor dem Gebäude, wo einige Wagen abgestellt waren. Auf den Dächern der Autos klebte das feuchte Laub. Zahlreiche Fenster des Verlagsgebäudes waren erleuchtet. Vor den Scheiben trieben ebenfalls Nebelschwaden her.

Der Eingang war sehr breit und modern, doch meiner Ansicht nach paßte er nicht zu dem Gebäude, das einen victorianischen Stil zeigte. Also viel Stuck, großzügige Vorbauten, Dachgauben, Säulen und Figuren.

Ein wunderschöner alter Bau, in dem der Verlag seinen Platz gefunden hatte. Ich konnte mir vorstellen, daß in diesem Haus schon damals das Buch verlegt worden war.

Die Tür war verschlossen. Dafür gab es eine Klingel, die Jane drückte. Sie trug ein schickes Herbstkostüm im modischen Grün.

Leider war der Rock etwas eng, so daß sie beim Laufen einige Probleme bekam.

Eine Frauenstimme echote durch die Rillen des Lautsprechers und fragte nach unseren Wünschen.

Jane erklärte, wer wir waren und daß sie bereits angerufen hätte.

Die Sprecherin konnte sich erinnern. »Ich werde gleich öffnen. Warten Sie bitte in der Halle, dort hole ich Sie ab.«

In der Halle lag hellblauer Teppichboden. Glasvitrinen standen strategisch günstig verteilt und wurden von Spotlights angeleuchtet, damit die Bücher jedem Besucher sofort präsentiert wurden. Er konnte dem Anblick auch nicht entrinnen, wenn er in den schmalen Ledersesseln der Gästeecke seinen Platz gefunden hatte.

Mich interessierte das Programm sowieso. Der Reihe nach wanderte ich die Vitrinen ab.

So verschieden die Bücher auch waren, eines hatten sie gemeinsam. Inhaltlich beschäftigten sie sich mit den Problemen, die in der letzten Zeit Furore gemacht hatten.

New Age, das Finden zu sich selbst. Yoga und Verinnerlichung.

Das Suchen nach der neuen, tatsächlich aber alten Kraft aus den Tiefen des Alls. Da paßte die Sternen-Prinzessin genau in das Mosaik hinein.

Das fand auch Suko. »Eine interessante Literatur, die man uns da präsentiert.«

»Das verkauft sich eben gut«, erklärte Jane. Sie kam auf uns zu wie

ein Mannequin. Endlich konnte sie wieder durch ihr normales Blondhaar streichen. Die Spotlights warfen blitzende Reflexe auf die dichte Pracht. Jane lächelte, sie war nicht geschminkt, das hatte sie auch nicht nötig. Wir standen zwischen dem Licht und den sanften Farben der Möbel, die sich an die des Teppichbodens anlehnten.

»Halte mich fest, John…« Jane ließ sich gegen mich fallen.

»Was hast du?«

»Nichts«, flüsterte sie. »Ich möchte nur spüren, daß ich wieder ein Mensch bin.«

Dafür hatte ich vollstes Verständnis. Wer so lebte wie Jane Collins, der brauchte einen Moment der Besinnung, wenn er es geschafft hatte, wieder so auszusehen wie früher.

Sukos Räuspern machte uns klar, daß wir Besuch bekamen. Der Teppichboden hatte die Tritte der hochhackigen Schuhe verschluckt.

So konnte sich die Frau uns lautlos nähern.

Wie sollte man sie beschreiben? Nicht sehr weiblich auf den ersten Blick. Das Kostüm zeigte einen strengen, beinahe klassischen Schnitt im Hahnentrittmuster. Ihr braunes Haar war sorgfältig frisiert. Unter dem Licht der Lampen fielen auch die roten Wellen auf, die hineingetönt waren. Das gleiche Rot zeigte das Gestell der Brille. Sie besaß die stilisierte Form eines Schmetterlings und stand der Frau gut, die unter der Kostümjacke keine Bluse trug, nur die weiße, helle Haut. Das Gesicht zeigte eine sorgfältig geschminkte Glätte, die Lippen waren vielleicht eine Spur zu breit, das Lächeln geschäftsmäßig.

»Sie wollen uns einen Besuch abstatten?« erkundigte sich die elegante Person, wobei ihre Augen hinter den Gläsern wanderten und sie uns blitzschnell einstufte.

»Das hatten wir vor.«

»Ich bin Regine Dumont«, erklärte sie, »und gleichzeitig Chefredakteurin des Universum-Verlags.« Sie räusperte sich und entschuldigte sich dafür. »Mit wem, bitte, habe ich das Vergnügen?«

Jane fühlte sich durch die Anwesenheit der Frau irgendwie herausgefordert. Sie übernahm die Antwort und stellte uns vor, verschwieg allerdings die Berufe.

Die beiden Frauen fixierten sich gegenseitig. Jane brauchte die Herausforderung, das war mir längst klargeworden. Nach den Stunden der Demütigung, in denen sie mit dem Knochenschädel umherlief, stand nun eine selbstsichere Person vor ihr, von der Jane sich keinesfalls überfahren lassen wollte.

Regine Dumont rückte ihre Brille ein wenig zurecht. Sie blieb cool, als sie nach unseren Wünschen fragte.

»Es geht eigentlich nur um ein kleines Problem«, erklärte ich lächelnd. »Gewissermaßen ein Wort, ein Begriff, der Ihnen bestimmt etwas sagt. Consuela, die Sternen-Prinzessin!«

Wir hatten Regine Dumont genau unter Kontrolle behalten. Sie gab mit keiner Regung zu verstehen, daß sie überrascht war, den Namen zu hören. Sie nickte uns zu, und ein Lächeln ließ ihr Gesicht weicher erscheinen.

»Warum haben Sie nicht gleich gesagt, daß auch Sie den Ruf der Prinzessin empfingen?«

»Konnten Sie sich das nicht denken?« fragte Jane.

»Ja, natürlich, aber man fällt nicht eben mit der Tür ins Haus.« Sie lächelte und schüttelte dabei den Kopf. »Mich wundert, daß es in der heutigen Zeit noch derart viele Menschen gibt, die durch die Zeichen herausgefunden haben, wann sie erscheint. Dazu kann man Ihnen nur gratulieren. Unser Buch nachzudrucken, hat sich gelohnt.«

»Nachdruck?« sagte Suko.

»Ja, oder haben Sie etwas anderes vielleicht…?«

»Ein Original«, sagte ich.

»Nein!« Zum erstenmal erlebten wir sie fassungslos. Sie ging einen Schritt zurück und verlor an Farbe. »Das kann doch nicht sein, das ist einfach unmöglich…«

»Doch, wir haben das Buch!«

»Können Sie es mir zeigen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Leider nicht. Wir ließen es zu Hause, aber wie gesagt, wir haben durch die Kombinationen von Zahlen und…« Jetzt wußte ich nicht mehr, wie es weitergehen sollte, denn ich war kein Fachmann in diesen Dingen.

»Ich verstehe Sie, Mr. Sinclair. Wir haben auch lange genug geredet. Darf ich Sie in unser Planetarium begleiten?«

Ich räusperte mich. »Wohin, bitte?«

»In das Planetarium unseres Hauses. Dort warten auch die anderen, die das Geheimnis des Buches enträtselt haben. Die Sternen-Prinzessin wird sich uns in dieser Nacht zeigen, da bin ich mir ganz sicher.«

»Haben Sie die Person in der letzten Nacht nicht gesehen?« forschte ich nach.

Allmählich bröckelte ihre Unsicherheit ab. Das Lächeln wirkte etwas gequält. »Wie meinen Sie das?«

»So wie es gesagt wurde«, erklärte Jane. »Die Sternen-Prinzessin ist uns begegnet!«

Das haute Regine Dumont um. Zum Glück stand ein Sessel in der Nähe, in den sie fallen konnte. Eine Haarsträhne löste sich, sie schob sie zurück. »Consuela ist bereits da?«

»Sie hat bereits Spuren hinterlassen!«

»Dann müßte sie versucht haben, Unrecht auszumerzen.«

Jane nickte.

»Bitte!« Regine hatte sich wieder gefangen und stand auf. »Können Sie mir sagen, was geschehen ist?«

»Mord!« Ich sprach dieses eine Wort sehr hart aus. Ebenfalls ziemlich laut, und Regine schrak zusammen. »Haben Sie mich verstanden, Mrs. Dumont?«

»Natürlich. Ich bin entsetzt.«

»Über den Mord?«

»Nein, darüber, welches Wort Sie benutzen. Das ist doch kein Mord, ich bitte Sie!«

»Wir waren Zeugen!« erklärte Suko.

Regine breitete die Arme aus. »Das ist kein Mord. Das ist ein Eingreifen, eine Tilgung des Unrechts. Sie will, daß auf der Welt kein Unrecht geschieht.«

»Dann sehen Sie die Person wohl als einen weiblichen Robin Hood aus dem Weltraum an?«

»Nun ja…«

»Mord bleibt Mord!«

»Aber Mr. Sinclair, wie können Sie so reden! Fast wie ein Polizist. Seien Sie großzügig. Das neue Zeitalter ist angebrochen. Unsere Consuela ist eine hervorragende Botin dieser Zeit. Sie kam, um uns zu sagen, daß wir zu ihnen gehören. Nicht ohne Grund haben sich diejenigen, die die Botschaft in den Büchern lasen, bei uns versammelt. Nur ihre Freunde sind gekommen, um ihr das zu geben, was ihr zusteht. Auch Sie machen da keine Ausnahme. Geben Sie ihr den Lebensfunken, dann wird alles so werden, wie wir es uns vorgestellt haben. Mit den Funken der Menschen kann sie es schaffen, das Unrecht aus der Welt zu schaffen. Schätzen wir uns alle glücklich, daß wir dabei sein dürfen.«

Regine Dumont hatte nur wenig gesagt, doch mit diesen Worten einen Teil des Schleiers gelüftet, der noch über der Existenz der Sternen-Prinzessin lag. Zwar sahen wir nicht klar, nur wußten wir jetzt, daß auch die Menschen Opfer bringen mußten.

Ich dachte an Kevin Long. Hatte er nicht um Jahre älter ausgesehen? Sein Vater war über seinen Zustand erschreckt gewesen. Wenn ich diese Aussage mit den Worten der Chefredakteurin verglich, dann mußte Consuela auch bei dem Jungen versucht haben, ihm den Lebensfunken zu nehmen. Er war gealtert, und den anderen Personen würde es ebenso ergehen, wenn ich richtig kombinierte.

Es war ein heißes Thema, über das ich auch nicht länger sprechen wollte. Die Blicke meiner Freunde verstand ich sehr gut, deshalb fragte keiner von uns weiter.

»Wie viele Menschen sind denn versammelt, um ihre Lebensfunken an Consuela abzugeben?«

Regine schaute mich nachdenklich an. »Es werden mit Ihnen mehr als ein Dutzend sein. Viele haben das Buch gekauft, nur wenigen ist es gelungen, ihm das Geheimnis zu entlocken. Es war auch nicht einfach.

Wer es geschafft hat, ist würdig genug. Sie haben es gefunden, deshalb darf ich Sie auch bitten, unser Planetarium zu betreten. Wir nennen es den Wartesaal zu den Sternen. Er besitzt eine besondere Atmosphäre. Wir haben ihn allein für diese Zeit bauen lassen, um ihr einen Weg zu zeigen, und wir sind sicher, daß sie kommen wird.«

Ich nickte ihr zu. »Damit könnten Sie recht haben. Wie gesagt, wir haben sie bereits gesehen.«

Die Chefredakteurin trat auf mich zu und faßte nach meiner Hand.

»Bitte, Mr. Sinclair, erzählen Sie mir. Wie ist es gewesen? Was hatten Sie für einen Eindruck?«

»Einen…« Ich zögerte.

»Denken Sie nicht mehr an die Tat. Sie wird uns immer unterstützen. Sie muß schön sein, sehr schön.«

Ich war froh, daß Regine Dumont auf Äußerlichkeiten zu sprechen kam. »Natürlich ist sie schön. Eine besondere Frau, die auf einem gewaltigen Messer steht und es wie ein Surfbrett für das All benutzt. Sie reist damit durch Zeit und Raum. Sie findet ihren Weg durch das All, sieht die Lücken zwischen den Sternen und wird irgendwann wieder zuschlagen, um das Unrecht auszumerzen.«

»Ja, jaja!« Regine sprach voller Überzeugung. »Da haben Sie sich nicht geirrt. In dieser Nacht noch werden wir sie sehen können. Ich freue mich darauf. Aber sie wird keinesfalls erscheinen, um das Unrecht auszumerzen. Sie wird zu uns kommen, um an Kraft und Stärke zu gewinnen. Sie braucht den Lebensfunken.«

»Von einer Person hat sie ihn bereits geholt«, sagte Jane.

»Wer ist es?«

»Ein Kind!«

Die Augen der Chefredakteurin glänzten. »Tatsächlich?« hauchte sie. »Ein glückliches Kind.«

Die Frau meinte das wirklich so. Jane wollte zu einer harten Gegenantwort ansetzen, ich hinderte sie daran. Als sie den Druck meiner Hand an ihrem Ellbogen spürte, entspannte sie sich.

»Es ist nur mit den Lebensfunken nicht getan«, sprach ich Regine Dumont an. »Die Sternen-Prinzessin hinterläßt bei einem Menschen ihre Spuren. Er altert.«

Ihr Lächeln wurde süffisant. »Was sind Jugend und Schönheit gegen die Erkenntnis, die wir durch sie erlangen werden? Wir werden lernen, das All zu begreifen, die gesamte Schöpfung steht uns offen. Vielleicht erleben wir den Beginn der Welt. Über zehn Milliarden Jahre zurück. Hineinfahren in die Zeit und sie aufheben. Ist das nichts?«

»Deshalb sind wir hier«, sagte Suko.

Sie nickte. »Ich dachte es mir schon. Wir wollen auch nicht länger hier stehen.« Sie warf einen Blick aus dem Fenster. »Ich glaube, daß

niemand mehr kommen wird. Sie sind die letzten Personen gewesen. Ich schließe ab.«

Regine Dumont ging zur Tür. Der Schlüssel steckte von innen. Wir schauten ihr nach. Als sie weit genug weg war, meinte Suko: »Das ist ein Ding, Freunde. Ich glaube, wir haben hier in ein richtiges Wespennest hineingegriffen.«

»Das kann sein«, stimmte ich ihm zu. »Hoffentlich stechen die verdammten Wespen nicht.«

»Dann stechen wir zurück!« sagte Jane. Sie stand unter Dampf. Action war angesagt. Jane wollte ihr normales Menschsein in dieser Nacht ausnutzen. Hoffentlich bekam sie die Chance.

»So, dann darf ich vorgehen!« Lächelnd kehrte Regine zurück. Es war mehr ein verinnerlichtes Lächeln. Bestimmt befaßten sich ihre Gedanken mit den Vorgängen, auf die sie so sehnsüchtig wartete.

Wir folgten ihr. Weit brauchten wir nicht zu gehen. Vor einem Fahrstuhl blieb die Chefin stehen. Auf Knopfdruck schwangen die beiden Türhälften zur Seite.

Wir betraten eine Kabine, die auch mit Lautsprechern bestückt worden war. Uns drang Sphärenmusik entgegen. Weiche, schwingende Melodien, zusammengesetzt aus den Klängen einer Harfe, mehrerer Geigen und der Klaviermusik.

Sehr sanft sanken wir in die Tiefe und damit unserem Ziel entgegen. »Wir haben das Planetarium im Keller eingerichtet und extra unser Archiv ausgeräumt. Es ist wunderbar geworden. Sie können dort sitzen, in den Sternenhimmel schauen, genießen und daran denken, daß wir aus der Unendlichkeit Besuch bekommen werden. Reizt es Sie nicht, das einmal zu erleben?«

»Deshalb sind wir hier«, sagte Jane.

Regine Dumont öffnete die Lifttür. »Ich weiß nicht so recht«, murmelte sie. »Irgendwie traue ich Ihnen nicht. Sie machen mir den Eindruck einer Person, die nicht voll und ganz auf Consuelas Seite steht.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Durch ihre Vibration. Sie haben eine nicht negative, aber eine neutrale Ausstrahlung mit dem Touch zum Negativen hin. Ich will Sie nicht beeinflussen oder belehren, aber so empfinde ich es nun mal.«

»Das wird sich legen.«

Regine lächelte Jane zu und nickte gleichzeitig. »Ja, Miß Collins, daran glaube ich auch. Wir alle sind hier eine große Familie. Niemand schert aus, niemand darf oder wird ausscheren.«

»Und wenn doch?« fragte Suko.

»Wer sich zu ihr bekennt, der muß auch ihre Regeln einhalten«, erwiderte die Frau.

»Dann bestraft sie auch?«

»Ja.« Fast übermütig klang die Antwort. »Sie reist nicht ohne Grund auf einem Messer durch das All.«

Ich übernahm wieder das Wort. »Wir sahen es, und wir haben uns gewundert. Wie kann ein Material dies aushalten? Sie wird des öfteren in die Anziehungskraft der Planeten hineingeraten und…«

»Es ist kein Stahl, es ist kein Kunststoff, das Messer besteht aus Sternenstaub, der fest zusammengepreßt wurde. Unter einem so ungeheuer großen Druck, daß er für die Ewigkeit halten wird. Mehr brauche ich dazu nicht zu sagen.«

»In der Tat, Madam.«

Wir wußten Bescheid. Wer sich gegen Consuela stellte, war verloren. Den servierte sie gnadenlos ab, mit einer Waffe, die aus gepreßtem Sternenstaub bestand.

Regine Dumont ging wieder vor. Hinter ihr betraten wir einen normalen Kellergang, dessen Wände allerdings glatt und hell gestrichen waren. Mit einer Leuchtfarbe, denn sie reflektierten das Deckenlicht und ließen die Umgebung noch heller erscheinen. Die Lampen unter der Decke erinnerten mich an Sterne oder Planeten.

Das Planetarium lag am Ende des Ganges. Eine breite Tür, schwarz gestrichen und mit hellen, gelben Punkten auf dem Lack, verwehrte uns den Eintritt. Sie besaß keine Klinke, dafür einen Hebel, den Regine nach rechts wegkippte. Danach zog sie die Tür auf.

Wir übertraten die Schwelle. Der Reihe nach gingen wir. Zuerst Jane, dann Suko, ich machte den Schluß, aber hinter mir wartete noch Regine Dumont. Ich hörte ihre Frage. »Na, Mr. Sinclair, wie gefällt es Ihnen hier? Habe ich übertrieben?«

Nein, das hatte sie nicht. »Ich bin beeindruckt.« Diese Antwort war ehrlich gemeint, denn wir hatten einen Raum betreten, den ich hier nie vermutet hätte…

***

Sie mußten das Archiv völlig umgebaut haben. Jedenfalls war von irgendwelchen Regalen nichts zu sehen. Es gab auch keine Schubkästen oder Drehständer; dafür aber eine gewaltige Decke, die den Sternenhimmel zeigte. Die Decke zeigte eine gewölbte, halbrunde Form, auf der Schwärze des Untergrunds schimmerte ein Teil des Universums in einer wahren Pracht. Um den ebenfalls rund angelegten Grund zu erreichen, mußten wir einige Stufen hinabgehen, wo wir uns die Sitzplätze aussuchen konnten.

Der Vergleich mit einem Kino kam mir in den Sinn. Die Sessel, in denen einige »Gläubige« warteten, besaßen diese bequeme Form der neuen Kinosessel. Die Sitze waren mit dunklem Cordsamt überzogen. Lichter brannten nicht an den Stühlen, dafür waren sie drehbar, denn als wir eintraten, drehten sich einige der Anwesenden uns zu, ohne die

Stühle zu verrücken.
Die Gesichter waren nur als helle Flecken zu erkennen. Wer hier wartete, dem reichte das Licht der künstlichen Sterne unter der Halbkugel völlig aus.
Noch standen wir nahe der Tür, die langsam zuschwang. Ich spürte Regines Körper dicht neben dem meinen und vernahm ihre flüsternde Frage. »Nun, wie gefällt es Ihnen bei uns?«
»Ich bin beeindruckt.«
»Das sagen viele.«
»Ist das alles von Ihnen errichtet worden?«
»Ja, wir befinden uns hier in einem Keller. Allerdings nicht direkt unter dem Haus, sondern westlich davon. Dort haben wir ihn bauen lassen. Das Archiv wurde woanders untergebracht.«
»Der Himmel ist eine wahre Meisterleistung.«
Sie streichelte meinen Oberarm. »Ich bin stolz darauf, daß Sie so denken, und ich freue mich darüber. Dieser Sternenhimmel wird als technische Meisterleistung bezeichnet. Wir projizieren ihn in das Halbrund hinein. Uns steht eine entsprechende Apparatur zur Verfügung…«
»Aber das ist ein künstlicher Himmel.«
»Stimmt.«
»Wie kann es dann sein, daß Consuela ihn auf ihrer Reise durch das All benutzt?«
»Wo sind für Sie die Grenzen, Mr. Sinclair? Muß ich Ihnen das noch groß erklären?«
»Nein, bestimmt nicht.«
»Sehen Sie. Consuela, die Sternen-Prinzessin, ist in der Lage, Entfernungen und Dimensionen zu überbrücken. Es macht ihr überhaupt nichts aus, innerhalb einer kurzen Zeitspanne unzählige Lichtjahre zurückzulegen. Aber das wissen Sie besser als ich. Bitte«, sie deutete gegen die rund aufgestellten Sitze. »Wollen Sie nicht einen der noch freien Plätze einnehmen?«
»Gern.«
»Ich setze mich dann zu Ihnen.«
Den letzten Satz hatte auch Jane Collins vernommen. Ruckartig drehte sie den Kopf. Selbst bei diesen schlechten Lichtverhältnissen sah ich das Blitzen ihrer Augen. »Du kannst auch an meine Seite kommen, John.«
»Bleib du ruhig mit Suko zusammen.«
»Darüber werden wir noch reden!« Jane gelang es nicht, die Eifersucht zu unterdrücken. Mit Glenda hatte sie sich mittlerweile arrangiert, in letzter Zeit jedoch war das Gefühl wieder aufgeflammt. Immer dann, wenn sie normal aussah, sie mit ihr zusammen war und aus verständlichen Gründen wollte, daß ich mich um sie kümmerte.

Suko schob seine Hand in ihre Ellbogenbeuge. »Komm, wir werden uns einen gemütlichen Platz suchen.«

Jane ließ sich weiterziehen. Ihr Gesicht verschwamm, Regine und ich blieben zurück.

»Eifersucht«, sagte die Chefredakteurin, »ist nicht gut. So etwas wird es bald nicht mehr geben, wenn das neue Zeitalter angebrochen ist. Consuela will und wird einiges verändern. Die Menschen werden ein neues Bewußtsein bekommen.«

»Wir wollen es hoffen.«

Wo ich mich niederließ, war eigentlich egal. Man konnte von allen Plätzen gleich gut sehen. Allerdings nahm ich nicht zu weit entfernt von meinen Freunden Platz. Jane und Suko saßen schräg von mir, so hatte ich sie stets im Blickfeld.

Gesichter schauten uns an, als wir zwischen den Stühlen einherschritten. Ich erkannte Männer und Frauen unterschiedlicher Altersstufen. Der Drang zu Consuela war nicht an ein bestimmtes Alter gebunden. Die Menschen handelten nach bestimmten Gesetzen, die sie zu ihrem Ziel bringen sollten.

Der Sitz war sehr bequem. Nicht zu hart, auch nicht zu weich. Genau die richtige Mitte. Mir kam der Bezug aus Cordsamt warm vor.

Kaum hatte ich meinen Platz gefunden, als sich auch Regine niederließ. Links neben mir fand sie ihren Platz.

Sie drehte den Sessel nach rechts. Dabei schwang sie so weit herum, daß sich unsere Knie fast berührten. Damit ich sie besser anschauen konnte, beugte sie sich vor. »Wenn Consuela erscheint«, sagte sie mit einer leisen, wispernden Stimme, »wird sie unsere Herzen für bestimmte Dinge öffnen. Unser Denken wird in völlig andere Richtungen gehen. Dinge, die wir bisher als gegeben hingenommen haben, bekommen andere Werte. Es wird keine Ehe mehr geben. Wir werden die Freiheit genießen und uns wunderbar fühlen. Sie allein füllt unsere Seelen mit der uralten Kraft der Sterne, die schon zu Beginn der Zeiten waren.«

»Und sie will den Lebensfunken.«

Regine lachte leise. Dann tastete sie nach meinen Händen. »Der Funke ist unser Preis, den wir zu zahlen haben. Nichts ist umsonst, auch nicht das unaussprechliche Glück, das wir geschenkt bekommen. Daran sollten Sie immer denken.«

Ich drehte meinen Sessel etwas, legte den Kopf zurück, weil ich mir den Himmel anschauen wollte.

Obwohl er sich begrenzt zeigte, kam er mir dennoch grenzenlos vor. Es war der helle Wahnsinn. Wir bekamen hier einen wunderbaren Ausblick, und ich sah auch, daß sich die Konstellation der Sterne veränderte. Die einzelnen hellen Punkte schoben sich ineinander.

Werte wie Länge und Breite verschwanden. Ich bekam das Gefühl,

vierdimensional sehen zu können, denn mein Blick glitt auch in die Tiefe und dort verloren sich die physikalischen Gesetze, um dem einsteinschen Imperium Platz zu schaffen.

Es war wunderbar. Selbst ich vergaß den Grund unseres Hierseins und ließ mich gefangennehmen.

Das merkte auch meine Nachbarin. Mit sehr leiser Stimme erklärte sie mir, daß durch den Apparat zahlreiche Sternenkonstellationen gezeigt werden konnten. Sowohl die der nördlichen als auch die auf der südlichen Erdhalbkugel.

Ich entdeckte den großen und den kleinen Wagen. In voller Pracht stand er über mir und war zum Greifen nahe.

An den Wänden des Planetariums leuchteten Glühbirnen. Es waren sehr schwache, spritzige Lichter, die mich an stehende Funken erinnerten. Die Beleuchtung paßte einfach hierher.

»Wird sie ihre Ankunft melden?« fragte ich meine Nachbarin.

»Sicherlich.«

»Wie kann es vor sich gehen?«

»Ganz einfach. Sie wird Kontakt mit uns aufnehmen, und zwar auf telepathischem Weg.«

»Ich spüre ihre Gedanken also in meinem Kopf, der für sie freigemacht wird.«

»So kann man es ausdrücken.«

»Wird sie auch merken, wenn ihr jemand nicht zugetan ist?«

»Natürlich – so etwas fällt ihr immer auf. Wehe demjenigen, der gegen sie ist. Er wird keine Chance bekommen. Sie ist in ihrer Güte unendlich, aber auch in ihrer Rache.«

Starke Worte, die ich nicht zum erstenmal hörte. Immer wenn ich auf Menschen traf, die einer fremden Macht dienten, waren sie praktisch vorgegeben.

Regines Lächeln wirkte bei diesen Lichtverhältnissen seidenweich.

»Aber unter uns gibt es schließlich niemand, der nicht voll zu ihr stehen würde. So denkst du doch auch?«

»Selbstverständlich.«

»Dann ist alles gut.« Sie lehnte sich zurück. Ihre Augen schlossen sich, die Züge nahmen eine gewisse Entspanntheit an. Dazu trug auch bei, daß sie die Beine ausstreckte, um die Haltung so bequem wie möglich zu machen.

Ich wandte meinen Blick von dem künstlichen Sternenhimmel ab.

Zu lange konnte ich nicht hinstarren, denn ich wollte mich von der Bewegung über mir nicht allzu sehr gefangennehmen lassen. Es gibt diese Rundkinos, wo bestimmte Filme an einer halbrunden Leinwand ablaufen und der Betrachter das Gefühl hat, mitten im hektischen Geschehen zu sein. So ähnlich erging es mir auch hier.

Mein Blick flog hinüber zu Jane und Suko. Von den beiden sah ich

nur die Köpfe. Jane schaute nicht mehr her. Sie lag mehr in ihrem Sessel, als daß sie saß.

Mir schossen zahlreiche Gedanken durch den Kopf, die ich jedoch auf einen Punkt konzentrieren konnte.

Es war mein Kreuz!

Ich erinnerte mich sehr deutlich daran, daß Consuela mich gesucht und auch gefunden hatte. Sie wollte mit dem Sohn des Lichts zusammenkommen, das war nun mal ich. Aber sie war vor mir zurückgeschreckt. Das Kreuz schien ihr nicht gefallen zu haben.

Es war der Beweis, daß sie nicht auf der Seite des Guten stand. Ich fragte mich nur, weshalb sie das Kreuz und mich dann gesucht hatte. Noch war es verborgen. Ich hatte es in die Außentasche meiner Jacke gesteckt und holte es nun hervor.

Die Chefredakteurin sollte es sehen, denn ich war gespannt auf ihre Reaktion.

Sie hatte mitbekommen, daß ich mich bewegte. Aus Neugierde drehte sie den Sessel wieder nach rechts. Ich hielt meine rechte Hand so, daß sie aufmerksam werden mußte. Noch bildete die Hand eine Faust, die ich plötzlich öffnete.

Da lag das Kreuz!

Frei und offen, für sie sichtbar mit allen seinen Zeichen und Gravuren auf der Silberfläche.

Regine Dumont sagte nichts. Ich behielt mit meinem Blick ihr Gesicht unter Kontrolle und bekam mit, wie die Mundwinkel anfingen zu zucken, ohne daß sie jedoch ein Wort hervorbrachte. Der Anblick des Kreuzes war ihr suspekt oder unheimlich.

»Kennen Sie es?« fragte ich.

Sie räusperte sich, schluckte, hob die Schultern. Die Antwort war weder Fisch noch Fleisch. »Ja, und nein«, gab sie zu. »Ich glaube, davon gehört zu haben.«

»Oder gelesen?«

»Das kann auch sein.«

»Wo?«

Regine hob die Schultern. Mit einer verlegen wirkenden Geste versuchte sie, den Saum des Rockes tiefer zu streifen, schaffte es aber nicht, die Knie blieben immer frei. »Die Bücher, die wir verlegen, sind vielseitig. Es gibt welche, deren Inhalt sich mit geheimnisvollen Zeichen und Dingen beschäftigt. Vielleicht war es dabei…«

»Sagt Ihnen der Name *Sohn des Lichts* etwas?«

Ihr heftiges Nicken erzeugte schon einen leichten Windstoß. »Ja, natürlich. Ich habe ihn in dem Buch über die Sternen-Prinzessin gelesen und nie vergessen.«

»Das ist gut. Dann müßten Sie auch etwas über das Kreuz wissen. Dieser Gegenstand und der Sohn des Lichts gehören zusammen.«

Sie hob einen Arm und streckte den Zeigefinger aus. »Moment mal. Soll das etwa heißen, daß sie, der Sie das Kreuz besitzen, auch der Sohn des Lichts sind?«

»Ja!«

Dieses schlichte Wort brachte sie aus der Fassung. Fast wäre sie aus dem Sitz geschnellt. Im letzten Augenblick konnte sie sich beherrschen und umkrampfte mit beiden Händen die Lehnen. Regine beugte sich vor. Ich erkundigte mich, ob ich Licht machen sollte.

»Nein, kein Feuer.«

»Ich besitze eine kleine Lampe.«

»Trotzdem, ich kann es auch in dieser grauen Dunkelheit erkennen.« Es schien sie Überwindung zu kosten, ihren Arm auszustrecken und nach dem Kreuz zu greifen.

Ruhig lag es auf meiner Handfläche. Das Silber glänzte matt. Die Zeichen waren nicht aktiviert worden und auch nicht die vier Buchstaben an den Enden.

Regine Dumont faßte es nicht an. Ihre Hand schwebte über dem Kreuz. »Es ist sehr wertvoll, nicht wahr?«

»Unbezahlbar.«

»Das glaube ich.« Sie nickte. Die Augenbrauen bewegten sich, ein Zeichen ihrer Nervosität. Durch die Nase atmete sie die frische Luft ein, für die im Planetarium eine Klimaanlage sorgte. »Wer hat es Ihnen gegeben?«

»Das ist eine lange Geschichte. Nur soviel. Es war ein Prophet, der es herstellte.«

»Wer?«

»Hesekiel.«

»Ich kenne seinen Namen. Er muß ein sehr weiser Mann gewesen sein, der vieles sah.«

»Das stimmt allerdings.«

»Hast du es für Consuela mitgebracht?« erkundigte sie sich.

»Nein. Es gehört mir. Ich werde es behalten.«

»Und wenn sie es will?«

»Bekommt sie es nicht.«

Regine Dumont versteifte. »Du solltest ihr das Kreuz zum Geschenk machen. Als Zeichen deines guten Willens. Wir alle werden ihr etwas schenken, damit sie an uns denkt.«

»Was denn?«

»Unseren Lebensfunken.«

»Den kann sie auch von mir bekommen.« Ich log, denn ich hatte nicht vor, darauf einzugehen. Ich wollte Consuela und auch den Jungen haben, um ihn seinen Eltern zurückbringen zu können.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Wenn sie dich so sehr gesucht hat, dann will sie etwas von dir, und zwar dieses Kreuz.« Es stört mich

nicht, daß Regine in einen vertrauten Tonfall gefallen war.
»Sie hat es bereits gesehen, als wir uns gegenüberstanden.«
»Was geschah?«
»Consuela nahm es nicht. Sie floh praktisch davor.«
Diese Antwort hatte die Frau geschockt. Sie drückte sich zurück.
Hinter ihrer Stirn bewegten sich bestimmt zahlreiche Gedanken, und sie kam auch zu einem Entschluß. »Wenn Consuela vor diesem Kreuz floh, dann war es ihr nicht gut genug.«
»Vielleicht.«
»Dann warst du ihr auch nicht gut genug – oder?«
»Das kann sein, aber…«
»Kein Aber. Ich glaube, du bist ein Spion, du paßt nicht zu uns, John Sinclair.«
»Sollte das nicht die Sternen-Prinzessin selbst entscheiden?«
»Ich weiß es nicht.« Trotz der Dunkelheit erkannte ich das Mißtrauen und die Unsicherheit in ihren Augen.
Eine Entscheidung wurde ihr abgenommen. Plötzlich rief eine Stimme so laut, daß sie sich fast überschlug. »Der Himmel ist in Bewegung geraten. Sie kommt, sie will uns besuchen. Ich sehe sie. Die Sternen-Prinzessin ist unterwegs!«
Keinen hielt es mehr auf seinem Platz. Sie alle standen oder sprangen in die Höhe.
Auch Regine Dumont blieb nicht sitzen, und ich erhob mich ebenfalls. Bei einem Seitenblick erkannte ich, daß auch Jane und Suko aufgestanden waren. Jane winkte mir noch kurz zu.
Aber wo verbarg sie sich?
Jeder von uns suchte den künstlichen Himmel ab, dessen Gestirne sich nicht mehr bewegten, sondern dastanden, als hätte sie jemand kurzerhand angehalten.
Die Chefredakteurin sah sie als erste. Ihr Arm schnellte vor, der rechte Zeigefinger wies schräg in den Himmel hinein. »Dort oben!« rief sie. »Dort bewegt sich etwas!«
Ich folgte der verlängerten unsichtbaren Linie ihres Fingers. Regine hatte sich nicht getäuscht.
Zwischen den Gestirnen bewegte sich tatsächlich ein kleiner Punkt, mehr ein Blitzen, aber ich kannte es, denn so hatten wir die Ankunft der Sternen-Prinzessin auch beim ersten Versuch erlebt.
Ich war davon überzeugt, daß sie uns diesmal nicht mehr entwischen würde…

***

Rusty Long kam nach Hause wie ein schwer angeschlagener Boxer.
Ein Arzt hatte ihn noch versorgt, zwei Kollegen fuhren ihn dann heim zu seiner Frau, die den ankommenden Wagen bereits gehört hatte, die

Tür aufriß und nach draußen stürmte.

»Rusty!« rief sie. Ihr Mann stieg müde aus dem Fahrzeug, bedankte sich bei den Kollegen und fiel seiner Frau um den Hals, die sein Gesicht mit Küssen bedeckte.

»Meine Güte, Rusty. Ich habe nicht damit gerechnet, daß du noch einmal zurückkommst.«

»Wieso nicht?«

»Es war so ein Gefühl.«

Long mußte lachen. »Das hat dich auch nicht getrogen, Liebes. Fast wäre es soweit gewesen. Man hatte mir eine Falle gestellt, mich niedergeschlagen und zum Hafen geschafft.«

»Komm ins Haus. Da können wir reden.« Linda hatte gesehen, daß Nachbarn aufmerksam geworden waren. Die sollten nicht noch vor Neugierde platzen. Hart warf sie die Haustür zu. Nach Kevin wagte sie kaum zu fragen. Sie rechnete damit, daß Rusty von allein dieses Thema anschneiden würde.

Mit müden Schritten durchquerte der Drogen-Polizist den Flur und betrat das Wohnzimmer, wo bereits das Licht brannte, denn über London senkte sich allmählich die Dämmerung, die, zusammen mit dem Nebel, ein graues, fast undurchsichtiges Gemisch bildete.

Er fiel in seinen Sessel, legte den Kopf zurück und spürte die weiche Rolle der Lehne unter dem Nackenhaar. »Ein Versager!« flüsterte er in den Raum hinein. »Ich bin ein verdammter Versager. Ich habe es nicht geschafft. Sie war stärker. Kevin befindet sich noch immer in ihren Klauen. Dabei…« Er lachte gluckend und gleichzeitig bitter. »Muß ich mich noch bei ihnen bedanken, denn sie haben mir das Leben gerettet. Die Street-Gang wollte mich auslöschen.«

Auch Linda hatte schlimme Stunden hinter sich. Dennoch behielt sie die Nerven und hatte aus den Worten ihres Mannes herausgehört, daß Kevin noch lebte.

Sie kam zu ihm. Er drehte den Kopf und sah die Hand seiner Frau, die ein halbvolles Glas mit Whisky hielt. »Bitte, Rusty, das wird dir guttun. Trink es aus.«

Automatisch griff er nach dem Glas. Linda nahm neben ihm auf der breiten Lehne Platz. Sie schaute zu, wie ihr Mann trank und dabei mit leeren Blicken in das Glas starrte. »Fertig gemacht haben sie mich. Einfach fertiggemacht. Wie einen grünen Jungen. Ich kann dir nicht sagen, wie ich mich fühlte. Ich lag auf dem schmutzigen Fabrikboden. Sie standen neben und über mir, sie haben mich verhöhnt und ausgelacht. Das Eisen hatten sie mir bereits an den Beinen befestigt. Dann aber kamen Consuela und Kevin.« Hart, umklammerte er das Glas und schaute seine Frau von unten her an.

»Weißt du, wie sie gekommen sind?«

»Nein.«

»Durch die Wand. Sie rammten die Mauer ein. Das breite Messer war stark und scharf genug. Sie hämmerten hindurch, brachten das Chaos. Zwei der Killer haben nicht überlebt. Einer starb unter den Trümmern, der andere durch das Messer. Es war furchtbar…«

»Und Kevin hat alles mit ansehen müssen?« hauchte Linda.

Ihr Mann nickte. »Das hat er, Darling. Es schien ihm nicht einmal etwas auszumachen. Er kam ja vorher durch die Tür. Consuela hat ihn vorgeschickt.« Rusty mußte noch einen Schluck nehmen und wischte Whiskytropfen von seiner Lippe. »Das Schlimmste habe ich dir noch nicht, erzählt. Es traf mich wie ein Messerstich in die Brust, der meine Seele zerlöchert hat. Als Kevin die Fabrik betrat, sah er nicht mehr so aus wie sonst.«

»Nein? Hat er sich anders angezogen oder…?«

»Wenn es das einmal gewesen wäre. Viel schlimmer. Er hat sich im Gesicht verändert. Sein Körper ist der gleiche geblieben, aber im Gesicht sah er um zehn Jahre älter aus. Stell dir das vor. Unser Sohn ist um zehn Jahre gealtert.«

Linda Long blieb für die Dauer von zwei Sekunden auf ihrem Platz sitzen, bevor sie in die Höhe schoß. »Nein!« rief sie. »Nein, das kann nicht wahr sein. Du lügst.« Sie ging zwei Schritte zurück und preßte die Hand vor ihren Mund.

Müde schüttelte Rusty den Kopf. »Weshalb sollte ich lügen? Es ist die Wahrheit, Linda, die volle Wahrheit.«

Die Frau wußte nicht mehr, was sie noch sagen sollte. Das Grauen hatte sie regelrecht übermannt und war eingeschlagen wie eine Bombe. Sie konnte nicht einmal weinen. Seltsamerweise formierten sich ihre Gedanken klar und scharf. »Hast du… hast du eine Erklärung für das, was geschehen ist, Rusty?«

»Die habe ich nicht. Sie ist zu stark. Sie ist die Sternen-Prinzessin. Alles deutete darauf hin, daß es stimmt. Sie muß demnach Kräfte besitzen, von denen wir nicht einmal eine Ahnung haben. Deshalb werden wir auch dagegen nicht ankommen.«

»Wir vielleicht nicht, Rusty, aber was ist mit deinen beiden Kollegen Suko und Sinclair?«

Müde winkte Rusty Long ab. »Was soll mit ihnen sein? Sie waren plötzlich in der Halle. Aber sie kamen zu spät. Das heißt, eigentlich nicht, der Kampf war noch im vollen Gange. Einen der Killer haben sie retten können. Kevin flog wieder davon.«

»Mit seinem alten Gesicht?«

»So ist es.«

Linda Long sank auf einem Stuhl nieder. Sie blickte ins Leere, fragte mit tonloser Stimme: »Was machen wir jetzt?«

»Ich weiß es nicht.«

»Du willst alles so belassen?«

»Ja. Oder weißt du, wo die Sternen-Prinzessin und unser Sohn demnächst erscheinen werden?«

»Nein, das weiß ich nicht.«

»Eben.«

»Hast du mit Sinclair gesprochen?«

»Sicher.«

»Was sagte er?«

Rusty trank und winkte gleichzeitig ab. »Er warnte mich davor, es auf eigene Faust zu versuchen. Keine Rache, verstehst du?«

»Ja, so schätze ich ihn ein.«

Hart schlug Rusty auf seinen linken Oberschenkel. »Aber ich kann hier nicht einfach hockenbleiben, als sei nichts geschehen. Ich will meinen Jungen zurückhaben. Sinclair ist ein Großmaul. Auch er wird es nicht schaffen, glaub mir.«

»Gib ihm eine Chance!«

Rusty winkte ab. »Okay, auch wenn ich sie ihm gebe. Ist er schlauer als wir? Weiß er vielleicht, wo er die Spur aufnehmen kann. Ist er Superman, der durch das All streift und die Bösen sucht? Nein, er ist ein ganz normaler Bulle, wie ich es bin.«

»Trotzdem hat er auf seinem Gebiet mehr Erfahrung.«

»Du wirst sehen, daß er in seinem Büro hockt und Däumchen dreht, falls er nicht schon Feierabend gemacht hat.«

»Ich würde es an deiner Stelle darauf ankommen lassen, Rusty.«

»Wie meinst du das denn?«

»Nimm den Hörer und rufe ihn an. Das ist alles. Rede mit ihm. Vielleicht kommen euch dann Ideen.«

Der Polizist überlegte. »Schlecht ist dein Vorschlag nicht. Nur will ich mich nicht anbiedern.«

»Aber Rusty, ich bitte dich. Das ist doch kein Anbiedern. Es geht um unseren Sohn.«

»Der gealtert ist«, flüsterte der Mann.

»Das kann sein. Oder hast du dich getäuscht?«

»Ich war zwar gefesselt und körperlich ziemlich down, aber klar sehen konnte ich noch.«

»Dann ist es um so dringender.«

»Okay, Linda, ich mache es.« Er wollte aufstehen, doch Linda brachte ihm den Apparat schon, der eine lange Schnur besaß. Draußen wallte der Nebel. Die langen Fahnen rollten gegen das Haus und krochen an der Wand hoch wie Tücher.

»Ein Wetter zum Sterben!« flüsterte Rusty, als er wählte. Die Nummer des Yard hatte er im Kopf.

Er bekam Kontakt und wurde mit Sinclairs Vorzimmer verbunden, wo sich eine Frauenstimme meldete. Rusty erklärte den Grund seines Anrufs und bekam eine negative Antwort.

»Die beiden sind leider nicht mehr da!«
»Schon nach Hause gefahren?« fragte er sarkastisch.
»Das glaube ich nicht, Mr. Long«, tönte die etwas pikiert klingende Antwort an sein Ohr.
»Sorry, Mr. Perkins, es war nicht so gemeint. Wissen Sie, wo ich ihn finden kann?«
»Versuchen Sie es bei Mrs. Goldwyn!«
»Haben Sie die Nummer?«
»Ja.«
Rusty bewegte seine rechte Hand hin und her. Linda verstand. Die brachte ihm einen Block und den Kugelschreiber, damit ihr Mann die Nummer notieren konnte. Danach bedankte er sich für die Auskünfte und lehnte sich im Sessel zurück. Auf seiner Stirn glänzte der Schweiß wie nach einer harten körperlichen Arbeit.
Linda stand vor ihm. »Ruf die Frau an!«
Er zögerte. »Ich weiß nicht…«
»Dann mache ich es.« In Lindas Augen blitzte die Energie. Es gab Momente, wo sie bereit war, über ihren eigenen Schatten zu springen. Da zeigte es sich, daß Frauen oftmals stärker waren als Männer, jedenfalls was Energie und seelische Kraft betraf.
Linda hockte sich auf den Boden, wählte und erschrak fast, weil schon nach dem ersten Klingeln abgehoben wurde. In kurzen Sätzen erklärte sie, wer sie war und aus welchem Grund sie anrief.
Bei Mrs. Goldwyn traf sie auf vollstes Verständnis und bekam auch eine Auskunft von ihr. »Natürlich kann ich Ihnen die Adresse geben. John Sinclair ist zusammen mit seinem Kollegen Suko und einer Freundin zu einem Verlag gefahren.«
»Wieso das?«
»Dort wurde das Buch gedruckt, das über die Sternen-Prinzessin berichtete.«
»Keine schlechte Idee.«
»Das meine ich auch.«
»Bitte, geben Sie mir die Adresse.« Papier und Stift lagen auch bei Linda bereit.
Sie schrieb mit. »Universum-Verlag«, murmelte sie. »Den kenne ich, wenigstens habe ich den Namen schon gehört. Und dort will er auf die Sternen-Prinzessin treffen?«
»Da bin ich überfragt, Mrs. Long. Es ist zumindest eine Spur, die auch zu Ihrem Sohn führen kann.«
»Ich will es hoffen. Danke sehr.«
»Nichts zu danken. Ich wünsche Ihnen viel, viel Glück.«
»Ich werde Ihnen Bescheid geben, Mrs. Goldwyn, wenn wir Kevin wieder in die Arme geschlossen haben.«
»Dafür bete ich.«

Linda stand ruckartig auf. »Ich habe den Namen des Verlags und dessen Adresse. Zwei wichtige Dinge, den dritten Punkt werde ich erledigen. Ich fahre hin.«

»Ohne mich?«

»Willst du denn?«

»Und ob, meine Liebe.«

Linda deutete auf das leere Glas. »Nur unter der Bedingung, daß ich mich ans Steuer setze.«

»Das kannst du haben. Den Volvo haben übrigens Kollegen gebracht. Er parkt ein Stück vom Haus entfernt.«

»Dann los! Wir haben keine Sekunde zu verlieren.«

Rusty Long schüttelte den Kopf. Er wunderte sich darüber, woher seine Frau die Kraft nahm, manchmal sprangen Menschen eben über ihre eigenen Schatten. Besonders eine Mutter, die um das Leben ihres einzigen Kindes kämpfte…

***

Es stimmte, es war keine Täuschung!

Am ansonsten starren Sternenhimmel gab es tatsächlich einen Gegenstand, der sich bewegte.

Ein winziger Punkt, mehr nicht. Ein kleines Licht, entfernungsmäßig für uns nicht abzuschätzen, da sich die Dimensionen verschoben, wenn wir in die Höhe schauten. Aber es war nicht wegzudiskutieren, denn jeder hatte ihn gesehen.

Plötzlich herrschte eine andere Atmosphäre. Eine Spannung, eine Haltung der Erwartung. Die hier Versammelten hatten wahrscheinlich Jahre auf diesen Augenblick gewartet. Sie waren bereit, um die Sternen-Prinzessin in ihrem Sinne zu empfangen.

Sie wollten die neue Zeit, vielleicht das neue Leben und auch die neue Erkenntnis.

Wobei ich mich immer fragte, ob dies tatsächlich so viel brachte.

Auch ein New Age wurde irgendwann einmal alt, war überholt, und was kam danach?

Niemand konnte die Frage beantworten. Ebensowenig wie die, was vor der Entstehung des Alls gewesen war, obwohl hochspezialisierte Wissenschaftler darüber nachdachten.

Das war nicht mein Problem. Ich hatte mich einzig und allein mit der Sternen-Prinzessin zu beschäftigen, die kommen wollte.

Noch immer sahen wir den Punkt. Er bewegte sich nicht gerade durch die Dunkelheit zwischen den Sternenblitzen, sondern floß in Schlangenlinien und Kurven weiter, als müßte sie einen bestimmten Kurs einhalten. Der Punkt umkreiste zahlreiche Gebilde, ohne daß er uns irgendwie näher kam.

Dieses All hier war künstlich geschaffen worden. Consuela aber

bewegte sich durch das normale. Demnach mußte es ihr gelungen sein, die Grenze zwischen dem echten und dem künstlichen zu überschreiten.

Neben mir stand Regine Dumont. Eine moderne Frau, chic angezogen, eine Managerin, die sich so leicht nichts vormachen ließ.

Trotzdem eine Person, die von den kommenden Ereignissen schon jetzt nahezu überwältigt worden war, denn sie rührte sich nicht vom Fleck und hatte die Hände zu harten Fäusten geballt.

Ich schielte sie von der Seite her an. Nur in ein Auge konnte ich schauen. In der Pupille entdeckte ich den Glanz, als wäre dort das Sternenlicht eingefangen worden.

Regine, wirkte längst nicht mehr so locker, sie stand nun nach vorn gebeugt, wie auf dem Sprung.

Den anderen erging es ebenso. Manche allerdings konnte sich kaum beherrschen. Sie zitterten der Ankunft ihres neuen Zeitalters entgegen und atmeten derart schnaufend, als würden sie unter einem ungemein starken Druck stehen.

Ich warf einen Blick auf Jane und Suko. Die Detektivin beobachtete den Himmel. Suko bewegte den Kopf und schaute sich, ebenso wie ich, die anderen Menschen an.

»Jetzt kommt sie!« Aus dem Hintergrund war die Frauenstimme gedrungen. Sehr schrill und aufgeregt. Ich drehte mich um. Mit beiden Händen wies die Person gegen den Himmel.

In der Tat hatte sich dort etwas getan. Mir kam es vor, als wäre das künstliche Halbrund des Firmaments an einer Stelle brutal aufgerissen worden. Einige Sternenhaufen waren regelrecht verschwunden, um der Prinzessin Platz zu schaffen.

Sie stand auf dem breiten Messer. Von Kevin sahen wir noch nichts. Wahrscheinlich hielt er sich hinter ihr auf. Das Licht der zahlreichen Himmelskörper fiel auch gegen die Unterlage und ließ sie aussehen wie einen matten Spiegel.

Für alle, Jane, Suko und mich einmal ausgenommen, war diese Ankunft mit einem historischen Ereignis gleichzusetzen. Sie erlebten die Geburt einer neuen Zeit, an deren Spitze Consuela stehen würde.

Eine Frau also.

Nicht ohne Grund. In letzter Zeit waren es gerade die Frauen gewesen, die sich erhoben hatten. Raus aus einem Gefängnis, wie sie meinten, hinein in die Emanzipation. Die alten Rituale lebten wieder auf. Man erinnerte sich daran, daß die Erde weiblich war und oft genug als Mutter bezeichnet wurde.

Frauen waren auch Mütter. Einige von ihnen wollten aus der Erde die Kraft schöpfen. All diese Kräfte, so lehrten gewisse Menschen, waren schließlich aus dem All gekommen, zu dem auch die Erde sowie die Menschheit gehörten.

Spekulationen, hatte man hoch vor einigen Jahren gesagt und darüber gelächelt. Heute wurden diese Gruppen ernst genommen, weil sie eine Macht darstellten.

Die Gemeinsamkeit macht stark. Das erlebte ich in den folgenden Sekunden. Regine Dumont neben mir machte den Anfang. Sie stieß beide Arme schräg gegen den Himmel. Ein Schrei drang aus ihrem Mund, der sich zu einem Wort formte.

»Consuela!«

Ihr Ruf war nur der Beginn, in den alle anderen einstimmten. Aus zahlreichen Kehlen drang der Name und schmetterte gegen den halbrunden künstlichen Himmel.

Mich umgab ein Rauschen. Ich war ehrlich und gab zu, daß es mich beeindruckte. Es kam wie gewaltige akustische Wellen, die auch mich mit fortreißen wollten.

Im genau abgecheckten Rhythmus bewegten die Frauen und Männer ihre Arme. Vor und zurück – vor und zurück. Dabei teilten sie den Namen der Sternen-Prinzessin in drei Silben auf.

»Con-su-ela!«

Der Ruf hallte gegen den Himmel, als wollte er die Zeichnung der Gestirne dort oben zerstören.

Er blieb nicht ungehört.

Sie erschien.

Urplötzlich war sie da. Während eines Lidschlags bekam sie normale Körpergröße, stand auf dem Messer und hatte einen Begleiter: Kevin.

Der Junge umklammerte ihre Hüften. Seinen Gesichtsausdruck konnte ich nicht erkennen, jedenfalls war er noch bei ihr, und ich hoffte, daß er nicht mehr gealtert war.

Das breite Messer beschrieb eine Schleife über unseren Köpfen.

Der Raum zwischen dem Halbrund und dem Boden reichte für derartige Kapriolen sicher aus.

Auf dem Messer stehend schwang die Sternen-Prinzessin auf und nieder, als würde sie über unsichtbare Wellenkämme und -täler hinweggleiten. Die Arme hatte sie angewinkelt, die Fäuste dabei in die Hüften gestemmt. Auf ihrem Gesicht lag der Glanz der Sterne, vermischt mit einem ebenso kalten Lächeln.

Dann landete sie.

Noch einmal wischte sie über uns hinweg. Der Luftzug ließ einige Haare flattern.

Genau in der Mitte des Sitzkreises, wo ihn ein breiter Gang in zwei Hälften teilte, senkte sich das gewaltige Messer zu Boden.

Kaum hatte es Kontakt bekommen, als uns die Stille überkam. Es war eine unnatürliche Ruhe, mit Hochspannung aufgeladen, weil jeder wissen wollte, wie es weiterging.

Sie betrat den festen Boden, während der Junge noch auf dem Messer

stehenblieb.
Ich konzentrierte mich auf ihn. Viel konnte ich nicht erkennen, das Licht war einfach zu schwach. So kam mir das Gesicht des Jungen vor wie ein Gemälde aus hellen und dunklen Grautönen, die sich an ihren Seiten ineinander schoben.
Zu Consuela gehörte dieses ungewöhnliche Fluggerät einfach. Sie war kaum vorstellbar ohne dieses Messer. Anders sah es bei dem Jungen aus. Er fühlte sich sichtlich unwohl, was ich wiederum auch verstehen konnte.
Für mich war er ebenso wichtig wie die Sternen-Prinzessin. Ich hatte versprochen, Kevin seinen Eltern zurückzubringen und wollte alles daransetzen, dieses Versprechen zu halten. Im Moment war er außen vor. Eigentlich eine günstige Gelegenheit, ihn zu schnappen und mit ihm aus der Gefahrenzone zu laufen.
Jemand berührte mich an der Hüfte. Als ich mich drehte, sah ich in Sukos Gesicht. Unhörbar und auch unbemerkt hatte er sich an mich herangeschlichen.
»John…« Er brachte seinen Mund dicht an mein Ohr. »Ich denke an den Jungen …«
»Ja, ich auch.«
»Dann hole ich ihn. Du hast das Kreuz und solltest dich auf Consuela konzentrieren.«
»Einverstanden.«
»Okay, dann drück uns die Daumen.«
Suko war schon verschwunden. Wenn er wollte, konnte er sich so gut wie lautlos bewegen. Zudem fand er zwischen den aufgebauten Drehstühlen noch genügend Deckung.
Als günstiges Moment kam auch hinzu, daß sich die Versammelten um andere Dinge kümmerten als um Suko. Sie warteten darauf, die Stimme der Sternen-Prinzessin zu hören.
Consuela enttäuschte sie nicht. Als sie die ersten Worte sprach, tat sie dies mit einer hellen, klaren Stimme, die in den Himmel oder das künstliche All hineinschallte und irgendwo zwischen den Dimensionen allmählich verhallte.
»Ich bin gekommen, weil ich euren Ruf hörte. Ihr habt mich erwartet, ich wollte und konnte euch nicht enttäuschen. Jetzt bin ich da und werde Zeichen für das neue Zeitalter, das der Gerechtigkeit, setzen.«
Tosender Beifall belohnte ihre Worte, die sich gut anhörten, aber bestimmt nicht ohne Hintergedanken waren. Hinzu kam das Problem mit dem Lebensfunken, und da mußte sich einfach etwas tun, die Jünger würden zahlen müssen.
Suko sah ich nicht mehr. Er hielt sich in guter Deckung verborgen.
Aber Jane konnte ich erkennen. Sehr konzentriert schaute sie auf die

Sternen-Prinzessin, allerdings auch voller Mißtrauen, und sie hatte sich so aufgebaut, daß sie von Consuela *so* leicht nicht entdeckt werden konnte.

Consuela streckte die Arme vor und breitete sie aus. »Gerechtigkeit«, wiederholte sie sich. »Es wird die Gerechtigkeit geben. Ich will nicht mehr, daß irgendwelche Menschen durch andere Menschen sterben. Die Welt ist schlimm geworden, Kriege haben Teile von ihr in ein Chaos gestürzt, doch das soll jetzt vorbei sein. Ich bin gekommen, ich will euch helfen, und ihr werdet mir helfen.«

Wieder klatschten die Menschen. Kraftvoll prallten ihre Handflächen aufeinander. Da war nichts gespielt, das war echt. Sie würden für Consuela durch eine Hölle gehen.

»Aber auch ihr müßt etwas tun. Im großen Kreislauf der Zeiten ist nichts umsonst. Ich kann leben, ich kann existieren. Ihr seht mich als menschliche Kreatur. Auch ich bin geschaffen worden. Man formte mich in den Tiefen des Alls aus Sternenstaub. Das geschah zu einer Zeit, wo es noch keine Menschen auf der Erde gab. Schon damals benötigte ich eine Seele. Es war der Lebensfunke, der bei mir immer erneuert werden muß, damit ich meine alte Kraft behalten kann. Er soll nicht verlöschen, er darf nicht verlöschen. Wollt ihr mir etwas von euch mitgeben, damit wir das neue Zeitalter gemeinsam erleben können?«

Sie wartete auf Antworten, die folgten auch prompt. Es gab keinen ihrer Diener, der nicht zugestimmt hätte.

»Ja, Consuela!« rief der erste. »Wir werden dir etwas von uns geben, damit du bleiben kannst. Zusammen mit uns werden wir der Gerechtigkeit zum Sieg verhelfen.«

Abermals stimmte man ihr zu. Die Versammelten waren aus dem Häuschen. Um mich kümmerte sich niemand, auch Regine nicht.

Ihre Aufmerksamkeit galt einzig und allein Consuela.

Jane Collins näherte sich mir. Ihr Gesicht zeigte einen ungewöhnlich harten Ausdruck. »Es sind Idioten«, flüsterte sie. »Lassen sich durch die Worte dieser Frau trunken machen. Die fallen doch rein, ohne daß sie es merken.«

»Wem sagst du das?«

»Und was willst du tun, John?«

»Noch nichts.«

»Suko kümmert sich um den Jungen«, flüsterte Jane. »Ich hoffe, er schafft es.«

»Wenn alles so bleibt, bestimmt.«

»Sie wird auf den Lebensfunken zurückkommen«, hauchte Jane.

»Hast du eine Ahnung, wie das vor sich geht?«

»Nein.«

»Dann könntest du dich melden.«

Ich hob die Schultern. »Du wirst lachen, Jane, daran habe ich sogar gedacht. Ich will nicht in den Ablauf eingreifen. Wir werden warten, wie es weitergeht. Zudem möchte ich Kevin nicht in Gefahr bringen. Er ist noch immer ihr Trumpf und steht außerdem sehr nahe bei ihr.«

Jane deutete ein Nicken an. »Jedenfalls werde ich sie im Auge behalten. Du kannst dich auf meine Rückendeckung verlassen.«

»Spürst du denn etwas?«

Sie zog die Augenbrauen zusammen. »Wie meinst du das?«

»Du besitzt außergewöhnliche Kräfte, die in dir schlummern. Normalerweise müßtest du was merken. Wie Consuela selbst sagte, besteht sie aus Sternenstaub. Man hauchte ihr eine Seele ein. Stellt sich die Frage, wer das getan hat!«

»Wer hat damals bereits existiert?«

»Zumindest gab es zwei Seiten, so wie heute. Einmal die, auf der wir stehen, zum anderen die des Bösen.«

»Der Teufel!«

»Auch, Jane. Wobei ich noch eine Etage höher gehen würde.«

»Luzifer etwa?«

»Vielleicht…«

»Das wäre ein Ding.«

»Und würde außerdem ihre Furcht vor dem Kreuz erklären. Schließlich haben dort die Erzengel ihre Insignien hinterlassen.«

»Mich wundert dann nur, daß sie noch nicht bemerkt hat, welches Kuckucksei man ihr ins Nest gelegt hat. Sie müßte doch merken, daß wir nicht zu ihr gehören.«

»Vielleicht hat sie es auch und zeigt es nur nicht.«

»Kann sein. Gib acht.« Jane Collins zog sich wieder zurück. Sie hatte soeben noch einen günstigen Zeitpunkt gewählt, denn das Stimmengemurmel war leiser geworden. Eine Unterhaltung zwischen uns beiden wäre bestimmt aufgefallen.

Noch hatte sich nichts getan, was mir wiederum überhaupt nicht gefiel. Die Sternen-Prinzessin stand vor ihrem ungewöhnlichen Fluggerät, das ich als gefährliche Mordwaffe ebenfalls nicht unterschätzen durfte, und schaute auf ihre Diener. Wieder ergriff sie das Wort und sprach vom Lebensfunken.

»Wer von euch ist bereit, den ersten Schritt zu wagen? Wer kommt mir entgegen und gibt mir den Funken, einen Teil seiner Seele, seiner Jahre, seiner Existenz?«

Es wurde ernst, das war allen klar. Aber noch wurde nur abgewartet. Keine vorschnelle Reaktion mehr, die Ruhe vor dem Sturm. Jeder wußte, wie groß das Wagnis war, das für Consuela eingegangen werden sollte. Neben mir stand noch immer die Chefredakteurin.

Ich sah, wie ein Ruck durch ihre Gestalt ging und sie tief einatmete, als wolle sie die klare Luft trinken.

Ein Vorzeichen, und für mich war es wichtig, mich zurückzuziehen und eine andere Deckung zu suchen.

Geirrt hatte ich mich nicht. In die Stille sprach Regine Dumont mit einer klaren und überall verständlichen Stimme hinein. »Ich werde den Anfang machen, Consuela!«

Wie von der berühmten Schnur gezogen, wandten sich ihr die Köpfe der Anwesenden zu. Jeder schaute in ihre Richtung. Wer sie nicht sofort sehen könnte, stellte sich auf die Zehenspitzen, um einen Blick zu erhaschen.

»Dann komm zu mir, Regine. Ich habe es gewußt, daß du dich melden würdest. Bitte…«

Die übrigen klatschten zaghaft. Nur zwei, drei, vier Personen, mehr nicht. Dafür schuf man ihr eine Gasse, durch die sie direkt zu Consuela hingehen konnte.

Sie warf mir noch einen Blick zu, den ich nicht zu deuten verstand.

War er lauernd, auffordernd oder kalt?

Ich wußte es nicht. Er konnte auch einen Abschied beinhalten. Ich war gespannt, wie es weitergehen würde, und rechnete mir schon aus, daß ich möglicherweise das gleiche tun würde wie die Chefredakteurin.

Courage mußte man der Frau zugestehen, auch wenn sie den Weg jetzt zögernd einschlug. Die Sternen-Prinzessin streckte ihr die Hand entgegen. »Du bist die erste, du wirst das Beispiel geben für alle anderen. Schon einmal habe ich mir einen Lebensfunken geholt. Der Junge, den ihr seht, gab ihn mir. Er lebt noch, nur sein Gesicht ist ein wenig älter geworden, doch dieser Preis ist im Gegensatz zu dem, was ihr alle durch mich bekommen werdet, gering.«

Wer an diese Worte glaubte, war selbst schuld.

Hinter Regine schloß sich die Gasse wieder, so daß ich meinen alten Platz einnehmen mußte, um sie gut erkennen zu können. Suko ließ sich noch nicht blicken. Wahrscheinlich würde auch er abwarten, was geschah. Dabei dachte ich über den Vorgang an sich nach.

Vampire nahmen keinen Lebensfunken in sich auf, sie saugten Blut, indem sie ihre Zähne in die Schlagader eines Opfers schlugen.

Wie würde sich Consuela verhalten? In gewisser Hinsicht konnte auch sie als ein Vampir bezeichnet werden.

Ich fragte mich nur, wie sie es anstellen würde, an die Seele oder den Lebensfunken der Personen heranzukommen.

Regine Dumont stand nur mehr einen Schritt vor ihr. Beide Frauen starrten sich an, und beide sahen so unterschiedlich aus, daß sie einander fremd wirkten.

Regine glich einer Chefin, einer Person, die das Sagen hatte. Allein ihre Kleidung und ihr Gehabe ließen darauf schließen.

Anders Consuela. Weich und fließend umwehte der blaue Stoff des

Kleides ihren Körper. Sie war ganz Frau, doch ihre Körperhaltung glich der einer Herrin. Sie wußte genau, was sie wert war und was sie zu sagen hatte. Ihr Gesicht zeigte unter dem dunklen Haar eine noch blassere Farbe als zuvor. Gleichzeitig überkam mich der Eindruck, als würde es von innen her anfangen zu leuchten. Ein Schein, der um ihre Wangen huschte und schließlich Augen sowie Stirn erreichte.

»Sie ist die Mutigste von euch. Die erste, die das Gefühl haben wird, über die Schwelle in ein neues Zeitalter treten zu dürfen. Sie wird Welten erleben, die so völlig anders sind als die heutige. Ihr Geist wird sich öffnen und zahlreiche Dinge aufnehmen können, die ihr bisher noch verborgen geblieben sind. Bist du bereit, Regine?«

»Ja, ich bin es!«

»Dann tritt noch näher!«

Die beiden Frauen waren ungefähr gleich groß. Als sie sich so dicht gegenüberstanden, sah es aus, als würden sie sich gegenseitig mit den Stirnen berühren.

Es wurde still.

Jeder hielt den Atem an. Auch ich wagte nicht, die Luft normal einzusaugen oder auszuatmen. Die Stille des Alls schien sich über diesen Raum gelegt zu haben.

Der Junge wartete, von Suko entdeckte ich ebenfalls nichts. Alles war gespannt.

Consuela legte ihre Hände flach auf den wohlfrisierten Haarschopf der Chefredakteurin, die nicht einmal zusammenzuckte, als sie berührt wurde. Sie hatte den Kopf um eine Idee nach rechts gedreht, so daß ich sie im Profil erkennen konnte.

Die Haut wirkte wächsern, fast wie die einer Toten. Nichts rührte sich bei ihr. Die Frau selbst schien zu Eis geworden zu sein. Ihre Füße preßte sie hart gegen den Boden.

Bange Sekunden verstrichen, ohne daß sich etwas veränderte. Beide Frauen konzentrierten sich auf das Kommende.

Licht glühte auf. Nicht von einer Lampe, nein, mehr ein Strahlen, das sich innerhalb des Körpers der dunkelhaarigen Consuela gebildete hatte. Ein feines, aber auch kaltes Leuchten, das meiner Ansicht nach nicht von dieser Welt stammte, dafür aber in einem fernen Sternenreich geboren worden war.

Noch lastete die Stille über dem Raum. Bis sie plötzlich von einem Laut unterbrochen wurde, der nicht nur mir durch Mark und Bein schnitt. Es war ein wildes, ein klagendes Geräusch, und es drang aus dem Mund der Regine Dumont.

Schaurig, klagend und gleichzeitig herzzerreißend jammerte es als Echo durch den Versammlungsraum und floh hoch zur Halbkuppel, wo die Sterne strahlten.

Consuela zeigte kein Pardon. Sie ließ ihre Hände weiterhin auf den

Haaren der Frau liegen, obwohl diese sich sehr quälte, zusammensinken wollte, aber von einer Gegenkraft in der alten Stellung gehalten wurde. Sie schrie weiter, hielt den Mund klagend offen. Ihr Gesicht hatte sie so gedreht, daß keiner mehr einen Blick hineinwerfen konnte.

Dafür sah ich das der Sternen-Prinzessin. Hatte es sich verändert?

War die Haut straffer geworden? Leuchtete es von innen heraus nun stärker auf? Oder irrte ich mich?

Ich wußte nichts mehr, nur die Chefredakteurin interessierte mich noch, die unter den fürchterlichen Qualen zu leiden hatte und bei Consuela kein Pardon fand.

Wie lange die beiden Frauen derart dicht voreinander gestanden hatten, wußte ich nicht zu sagen. Die Zeit war mir einfach davongelaufen. Dann zog Consuela ihre Handflächen mit einem heftigen Ruck zurück. Sie gab ihr Opfer frei, denn als Opfer sah ich Regine an.

Consuela trat einen Schritt zurück. Den Mund hielt sie offen, den Kopf nach hinten gelegt. Über die Lippen drang ein pfeifendes Geräusch, das möglicherweise ein Zeichen ihrer Erlösung war.

Sie bewegte ihre Schultern, sie schüttelte sich, und sie deutete auf Regine Dumont.

»Die erste, die die Gnade der Sternen-Prinzessin erfahren hat«, erklärte sie. »Weitere werden folgen, aber ihr Blick ist bereits für die anderen Dinge offen. Sie hat die Schwelle übertreten. Ihr werdet noch warten müssen, aber die Nacht wird die entscheidende für euch sein. Bitte, Regine, sag es ihnen.«

Die Chefredakteurin hatte den Befehl vernommen. Noch rührte sie sich nicht. Sie stand da mit gesenktem Kopf, als würde sie sich schämen.

Nur sehr langsam richtete sie sich auf. Es geschah wie im Zeitlupentempo. Sie bewegte dabei zuckend die Schultern, auch den Kopf, und mit einem Schwung drehte sie sich auf der Stelle um.

Regine schaute uns an.

Wir starrten sie an.

Jeder sah, was mit ihr geschehen war, welchen Preis sie dafür bezahlt hatte.

Regine Dumont war um Jahre gealtert!

***

Sie sah aus wie ihre eigene Großmutter!

Dieser an sich sarkastische Vergleich kam mir in den Sinn, aber er stimmte.

Die Gesichtszüge wirkten wie eine stumpfe Knetmasse, die allmählich zusammenfiel. Mit den Haaren war ebenfalls eine Veränderung

vorgegangen. Nicht mehr braun und getönt, sondern strohig, angegraut, ein regelrechter Wirrwarr, der ein krauses Gebilde auf ihrem Kopf hinterlassen hatte. Für uns alle war der Anblick furchtbar, und ich mußte mich zusammenreißen, um der Sternen-Prinzessin nicht entgegenzulaufen.

Noch befand sich der Junge in der Nähe. Er war ein zu gutes Faustpfand. Hoffentlich holte Suko ihn bald weg.

Noch immer standen die beiden Frauen dicht beisammen. Nun allerdings fiel mir ein anderer Vergleich ein.

Die eine war die Königin, die andere eine Magd.

Wir hörten sie schluchzen. Regine mußte gemerkt haben, was mit ihrem Gesicht geschehen war. Consuelas Worte klangen direkt zynisch, als sie sagte: »Was zählt schon das Aussehen, wenn es allein um die inneren Werte geht. Schaut sie euch an! Sie hat mir ihren Lebensfunken gegeben, aber sie wird in Welten hineinschauen können, von denen ihr nicht einmal zu träumen wagt. Jeder von euch kann das gleiche Erlebnis bekommen. Wir nehmen uns viel, und wir geben uns viel. Kraft, Jugend und Stärke bekomme ich, dafür lasse ich euch an anderen Dingen teilhaben. Ihr dürft schauen, erkennt Zusammenhänge. Deshalb werde ich Regine eine Frage stellen. Was siehst du, meine Liebe?«

Auf die Antwort war ich gespannt. Es fiel der Frau schwer, die Worte zu formulieren. Zudem holte sie keuchend Luft, und als sie den Mund öffnete, röchelte sie.

»Was siehst du?«

»Dunkelheit!« flüsterte sie mit der Stimme einer Achtzigjährigen.

Nicht nur äußerlich war ihr die Jugend genommen worden, auch im Innern. Kevin Long hatte es da noch gut gehabt, er war vielleicht um zehn Jahre älter geworden, bei Regine waren es 40 oder gar 50.

»Mehr nicht, Regine?«

»Doch. Ich erkenne Gestalten. Ich sehe Welten, auch ein Gesicht; groß und blau. Kalt und grausam. Ich sehe hinein in die Vergangenheit, die Sterne, sie sind so dunkel, sie verblassen allmählich. Meine Güte, ich kann nicht mehr…« Kraftlos sank sie zusammen. Regine reagierte tatsächlich wie eine Greisin.

Hatte die Sternen-Prinzessin das gewollt? Ich war gespannt, wie es weitergehen würde.

Für ihr erstes Opfer besaß sie nur mehr einen kalten Blick. Die anderen waren nun wichtiger. »Wer von euch will es ebenfalls versuchen?« fragte sie. »Wer möchte den Blick hinein in Welten erleben, die jenseits unserer Vorstellungskraft sind. Wir wollen für die Gerechtigkeit kämpfen, und wir werden uns nicht davon abbringen lassen. Wer von euch meldet sich freiwillig, meine Freunde?«

Niemand rührte sich, nachdem die Worte verklungen waren. Wieder

konnte man die Stille fast greifen. Weder ein Mann noch eine Frau wagten es, sich zu rühren.

»Niemand?« Consuelas Stimme klang schon ungeduldig.

»Doch – ich mache es!«

Sämtliche Köpfe drehten sich nach der Person um, die diese Worte gesprochen hatte.

Es war Jane Collins!

***

»Nebel, nichts als Nebel: Dieser verfluchte Dunst bringt mich noch um den Verstand!«

Rusty Long mußte einfach fluchen, um seinen Frust loszuwerden.

An diesem Tage hatte sich alles gegen ihn verschworen. Er konnte auch seiner Frau nicht zumuten, schneller zu fahren. Ein Unfall wäre vorprogrammiert gewesen.

So tauchten sie tiefer hinein in den grauen Vorhang, der nie stillstand, immer weiter floß, sich ständig bewegte und dabei stets neue Formen erschuf.

»Ich tue mein Bestes«, sagte Linda. »Sorry…«

»Klar, dir gebe ich keine Schuld.« Rusty wischte seine Hände an den Hosenbeinen trocken. Er schwitzte schon seit der Abfahrt. Sein Herz klopfte schneller als gewöhnlich, und er zwinkerte nervös mit den Augen.

Das war der nackte Streß, das war die reine Angst um seinen Sohn.

London war erstickt. Wieder wurden sie aufgehalten. Längst hatte die Dunkelheit die Sicht noch stärker beeinträchtigt. Selbst die berühmte Hand vor Augen war kaum zu sehen.

Bewohner, die ihre Stadt gut zu kennen glaubten, hatten Schwierigkeiten, sich zurechtzufinden. Auch die Longs verfuhren sich zweimal. Durch Glück erreichten sie wieder den richtigen Weg und schoben sich, zusammen mit den anderen Fahrzeugen in der langen Schlange weiter.

»Irgendwann werden wir das Haus erreichen«, flüsterte Rusty.

»Dann mache ich sie fertig.«

»Du solltest Kevin nicht vergessen.«

»An ihn denke ich nur.«

»Du solltest auch mich nicht vergessen. Ich fühle mich noch zu jung, um Witwe zu sein.«

Er strich über Lindas linken Oberschenkel. »Klar, Baby, wir gehören doch zusammen.«

»Weißt du, wann du zum letztenmal Baby zu mir gesagt hast?«

»Nein.«

»Es war kurz nach unserer Hochzeit, als ich dir erklärte, daß ich in Umständen bin. Da sagtest du: Baby, du machst mich zum

glücklichsten Mann der Welt. – Wir bekommen unseren Sohn wieder, Rusty! Ich bin sicher, daß wir es schaffen. Das spüre ich!«

Der Polizist hob die Schultern und enthielt sich eines Kommentars.

Er wollte seine Frau nicht enttäuschen, denn er dachte an Kevins verändertes Gesicht. Gesetzt den Fall, sie fanden ihn tatsächlich. Wie würde Linda reagieren, wenn sie das Kind mit einem Gesicht sah, das ihn um zehn Jahre älter machte?

Vielleicht würde sie durchdrehen, möglicherweise auch stark bleiben. Wie stark sie sein konnte, hatte sie ja in der letzten Zeit bewiesen. Die Frau hatte den Mann getröstet, nicht umgekehrt.

Die Fahrt durch London entwickelte sich zu einem Horrortrip.

Manchmal, aus welchen Gründen auch immer, zeigte der Nebel Löcher. Breite Inseln innerhalb der grauen Suppe, erhellt durch den Schein der Laternen oder Reklamelichter, die in zahlreichen bunten Farben schimmerten. Manchmal war ein Straßenschild zu erkennen, ein bekanntes Gebäude, ein Lokal, das Rusty kannte. Er fand zum Glück Hinweise für eine Orientierung.

»Den Nebel hat niemand vorausgesagt«, flüsterte Linda. »Beim Wetteramt haben sie geschlafen.«

»Er kommt eben oft sehr plötzlich.«

Linda Long nickte. »Wie das Schicksal. Auf einmal ist es da und reißt dich aus deinem Leben. Nie hätte ich gedacht, daß es diese Dinge gibt. Eine Sternen-Prinzessin. Werden nun Märchen Realität? Wenn das eintreffen würde, könnten wir uns auf etwas gefaßt machen.«

»Das sehe ich nicht so.« Rusty wechselte das Thema. »Die nächste Straße rechts, dann sind wir schon am Park.«

»Wie siehst du es denn?«

»Dieses Buch, das Kevin gelesen hat, war kein Märchen. Da steckte etwas anderes dahinter.« Er legte eine kurze Pause ein. »Ein Fluch, möglicherweise.«

»Der ihn getroffen hat.«

»Ja.«

Das Ehepaar schwieg. Ein jeder hing seinen Gedanken nach. Vor den Scheiben bewegte sich der Nebel, in den zusätzlich die Abgase der Fahrzeuge hineingedrückt wurden.

An der Einmündung zur Phillimore Street stand eine Laterne, die ihre Lichtbrücke in die graue Suppe dampfte. Hausfassaden waren vom Fahrzeug aus nicht zu erkennen. Die Gebäude lagen zumeist hinter den Bäumen oder Hecken der Vorgärten versteckt.

Autos kamen ihnen nicht mehr entgegen. Es war eine Einbahnstraße.

»Wenn du einen Parkplatz findest, solltest du anhalten«, schlug der Polizist vor.

»Jetzt?«

Er nickte und hielt mit Ausschau. Sie fanden eine Lücke, in die Linda

den Volvo hineinrangieren konnte. »Eigentlich wäre es mir lieber, wenn du nicht mit gingest«, sagte Rusty.

Heftig schüttelte Linda den Kopf. »Das kommt nicht in Frage. Kevin ist auch mein Sohn.«

»Okay, aber sei auf der Hut.«

»Darauf kannst du dich verlassen.«

Beide tauchten ein in die Watte, die sie wie feuchte Tücher umgab.

Der Nebel glitt an ihnen hoch wie lange Arme und streifte ebenfalls durch ihre Gesichter.

Linda wartete am Wagen, denn ihr Mann wollte das Haus suchen.

Drei Minuten später war er wieder da. Sein heftiges Atmen bewies, daß er schnell gelaufen war.

»Ich habe es gefunden.« Er faßte Linda an der Hand. »Komm.« Sie liefen bis zu einem offenstehenden Tor. Dahinter lag das Grundstück mit dem Verlagshaus.

Die Mauern waren kaum zu erkennen. Davor standen noch Bäume. Im Nebel wirkten sie wie skurrile Gebilde. Da stimmten die Proportionen einfach nicht mehr.

Das Licht hinter einigen Fenstern wirkte weit entfernt. Die graue Suppe verzerrte die Distanzen, machte es unmöglich, Entfernungen richtig abzuschätzen.

Rusty war vorsichtig. Seiner Frau ging es nicht schnell genug.

»Weshalb laufen wir nicht direkt auf…?«

»Es kann sein, daß sie Wachen aufgestellt haben.«

»Die haben es ebenso schwer wie wir.«

»Trotzdem.«

Unangefochten erreichten sie ihr Ziel. Neben dem Eingang blieben sie stehen. Hinter der Glastür sahen sie einen erleuchteten Vorraum, eine kleine, leere Empfangshalle.

Die Tür war verschlossen.

»Was machen wir jetzt?« Lindas Stimme klang deprimiert.

»Es ist ein Notfall«, erklärte ihr Mann und griff in die Tasche. Er holte ein kleines Besteck hervor, an dem Einbrecher ihre Freude gehabt hätten. Die Werkzeuge glänzten, obwohl sie aus hartem Kunststoff bestanden. »Halte du mir den Rücken frei!« bat er seine Frau und machte sich am Türschloß zu schaffen.

Es dauerte nur wenige Sekunden, da konnte er die Tür aufstoßen.

Mit vorsichtig gesetzten Schritten betrat Rusty als erster die Halle, wo der Teppichboden, die Sitzmöbel und die Vitrinen der Empfangshalle einen gemütlichen Touch gaben.

Linda folgte ihm auf Zehenspitzen. »Es ist niemand hier«, wisperte sie. »Vielleicht ist es die falsche Spur.«

»Wer weiß. Wenn ich etwas zu verbergen habe, trage ich das auch nicht an die Öffentlichkeit.«

»Wie meinst du das denn?«

»Ganz einfach. Ich versuche, meine Aktivitäten zu verbergen oder sie zu verlagern. In den Keller oder in andere Räume.« Er hob die Schultern. »Wir schauen uns mal um.«

Sie fanden einen Gang und auch die Fahrstuhltür. Rusty schaute sich die außen angebrachten Knöpfe an und runzelte die Stirn.

Wenn ihn nicht alles täuschte, fuhr der Fahrstuhl bis in den Keller.

Er holte ihn hoch.

Die Türen schoben sich auf. Beide hatten das Gefühl, beim Betreten der Kabine in Feindesland zu gehen. Der Lift kam ihnen wie ein Gefängnis vor, als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte.

Sie fuhren dem Keller entgegen.

Linda lehnte an der Wand. Die Hände hatte sie gefaltet, die Lippen bewegten sich, ohne daß sie ein Wort gesagt hätte. Sie sprach ein stummes Gebet.

Ihr Mann starrte zu Boden. Einige Male tastete er nach seiner Waffe. Er war entschlossen, alles auf eine Karte zu setzen, um Kevin zu finden. Noch einmal wollte er nicht in die Falle laufen.

Der Lift stoppte. Sekunden später konnten sie die Kabine verlassen. Das Licht im Keller kam ihnen gespenstisch vor. Es war kalt und grau zugleich. Ein bedrückendes Gefühl nahm die beiden umfangen, die nebeneinander standen und sich umschauten.

»Wohin jetzt?« wisperte Linda.

»Ich schätze, wir gehen dorthin.« Er deutete nach rechts, wo der Gang mit einer Tür abschloß. »Die sieht mir so aus, als würde sich dahinter etwas verbergen.«

»Okay.«

»Bleib du immer hinter mir«, erklärte Rusty und holte seinen Revolver hervor.

Linda nickte. Sie schaute mit einem abwehrenden Blick auf das Schießeisen. Wenn sie etwas nicht mochte, dann waren es Dinge, durch die Menschen getötet werden konnten. Dazu gehörten nun einmal Revolver oder Pistolen und auch Messer.

Doch ihr Mann brauchte sie in seinem Job. Mehr als einmal schon hatte ihm die Waffe das Leben gerettet.

Er hielt sie so, daß die Mündung gegen die Decke zeigte. Wenn es sein mußte, konnte er den Arm blitzschnell senken und das Ziel anvisieren. Sie erreichten die Tür, gegen die Rusty sein Ohr legte. Er vernahm Geräusche, konnte jedoch nicht herausfinden, was hinter der Tür ablief.

Der Hebel war hochgestellt worden, ein Zeichen, daß man sie von innen verschlossen hatte.

»Öffne!« flüsterte er.

»Ich?«

»Klar. Ich darf nicht abgelenkt werden. Mach schon!«

Linda nickte. Sie war blaß geworden, hatte Angst bekommen und hörte ihr eigenes Herz überlaut schlagen. Sie wußte allerdings, daß ihnen nur die Chance blieb, wollten sie an Kevin herankommen.

Deshalb umfaßte sie den Hebel mit beiden Händen und drückte ihn langsam nach unten…

***

Bist du verrückt? Von allen Geistern verlassen? Reicht dir das Schicksal der Regine Dumont nicht? Das alles wollte ich Jane Collins zurufen, nur brachte ich keinen Ton über die Lippen. Den Grund kannte ich selbst nicht. Möglicherweise befand sich in meinem Innern eine Sperre. Außerdem wußte Jane bestimmt, was sie tat.

Auch Suko mußte Janes Antwort gehört haben. Er hielt sich ebenfalls zurück.

Wunderte sich Consuela?

Wahrscheinlich, denn nach Janes Antwort war sie regelrecht zusammengezuckt. Das Lächeln auf ihrem Gesicht kam mir gekünstelt vor. Ich konzentrierte mich auf ihre Augen, deren Pupillen an Glanz zugenommen hatten. Der Lebensfunke mußte ihr frische Kraft gegeben haben.

Auf den Gesichtern der anderen Menschen las ich eine gewisse Erleichterung. Sie hatten sich das Zusammensein mit der Sternen-Prinzessin sehr gewünscht. Der Preis dafür schien einigen unter ihnen allerdings zu hoch gewesen zu sein.

»Du?« fragte Consuela.

»Weshalb nicht?« Jane schob sich bereits vor. Weder für Suko noch für mich hatte sie einen Blick übrig. Ihr Gesicht glich einem gefärbten Eisblock.

»Ich kenne dich.«

»Du kennst doch alle.« Jane drehte sich an einem Sitz vorbei.

»Oder sind wir Fremde für dich?«

»Nein und ja. Dich habe ich schon einmal gesehen. In einem Zusammenhang, an den ich nicht gern zurückdenke.«

»Weshalb nicht?«

»Ich spürte etwas, das mir nicht gefiel. Es war eine Strahlung. Sie ging nicht von dir aus…«

»Sondern?«

»Ein anderer war bei dir. Ich hatte ihn gesucht. Es war der Sohn des Lichts.«

»Richtig.« Jane hatte die Sitzreihen jetzt verlassen und konnte frei auf die Sternen-Prinzessin schauen.

Nicht weit entfernt lag Regine Dumont verkrümmt auf dem Boden. Kevin stand noch immer auf dem breiten Messer. Consuela schüttelte

unwillig den Kopf. »Zu wem gehörst du?«
»Vielleicht zu ihm…«
»Dann bist du hier?«
»Ja. Ich mochte sehen und erkennen, was du vorhast. Du suchtest doch den Sohn des Lichts und sein Kreuz…«
»Nein, das nicht!« schrie sie. »Er hat mir gesagt, daß ich ihn finden und vernichten soll, aber er sagte mir nicht, daß dieses Kreuz etwas hat, das er haßt.«
»Was meinst du damit?«
»Die Enden!« keuchte Consuela. »Die Buchstaben dort. Das M, das R, das U und das G.«
Jane nickte. »Mit diesen Anfangsbuchstaben beginnen die Namen der Erzengel. Michael, Raphael, Uriel und Gabriel.«
»Und seine Todfeinde!«
»Wessen Feinde?«
»Luzifers!«
Jane Collins lachte. »Luzifer?« wiederholte sie. »Was hast du denn mit ihm zu tun?«
»Viel. Er hauchte mir die Seele ein. Ich bin sein Geschöpf, verstehst du? Er hat mich geschaffen. Seine Seele war es, seine Seele ist es, die mich am Leben erhält. Ich bestehe aus dem Staub der Sterne, bin zum Menschen geworden, um nicht aufzufallen und…«
»Dann willst du Gerechtigkeit?« höhnte Jane. »Das paßt überhaupt nicht zusammen.«
»Für mich ja.«
»Welche Ziele verfolgst du wirklich, Consuela?«
Sie lachte Jane an. »Hast du nicht achtgegeben? Der Lebensfunke ist es, der mich interessiert. Wer ihn mir gibt, dem öffnen sich die Augen für ganz andere Dinge.«
»Das weiß ich. Deshalb bin ich hier. Auch ich möchte die Dinge sehen. Du kannst dir meinen Lebensfunken holen, Consuela.«
Mir gefiel die Entwicklung der Dinge überhaupt nicht. Die Sternen-Prinzessin besaß die Seele Luzifers, des absolut Bösen. Sie würde auch so handeln. Das Wort gut konnte aus ihrem Repertoire gestrichen werden. Wenn alles so stimmte, wie sie es gesagt hatte, dann begab sich Jane in eine Gefahr, aus der sie nur schwerlich wieder herausfinden würde. Der Ansicht war ich.
Sollte ich eingreifen?
Ich war nahe dran, es zu tun, als Jane sich noch einmal drehte.
Wahrscheinlich galt ihr warnender Blick mir, so genau konnte ich es in der Dunkelheit nicht feststellen, jedenfalls ging ich davon aus, daß sie es allein versuchen wollte.
Ich hielt mich zurück und dachte nur darüber nach, daß Consuela so haßerfüllt und abfällig von meinem Kreuz gesprochen hatte. Seine

positive Strahlung war ihr aufgefallen, als wir in Lady Sarahs Wohnung am Dachfenster gestanden hatten. Weshalb reagierte sie jetzt nicht darauf?

Oder ließ sie mich einfach in dem Glauben, meine Anwesenheit noch nicht bemerkt zu haben?

Jane Collins überwand auch die letzte trennende Distanz. Sie blieb so vor der Sternen-Prinzessin stehen, wie es die Chefredakteurin zuvor getan hatte.

»Da bin ich, Consuela! Laß mich teilhaben an der Sicht der Dinge, die dem normalen Menschen verschlossen bleibt. Nimm meinen Lebensfunken und gib mir…«

»Sei still. Wie heißt du?«

»Jane Collins!«

Consuela dachte nach, ob sie den Namen schon einmal gehört hatte. Die übrigen Anwesenden rührten sich nicht. Stumm und regungslos wie Statuen standen sie auf ihren Plätzen, hielten die Augen weit geöffnet und starrten auf die beiden Frauen.

»Gut, Jane, ich nehme dein Angebot an. Ich fühle mich stark genug, dir entgegentreten zu können.«

»Wie siehst du mich? Als eine Feindin?«

»Ich weiß es noch nicht.«

Sollte ich eingreifen, oder nicht? Jane war ein erwachsener Mensch, der wußte, was er tat. Nur fragte ich mich, ob sie in diesem Fall den Bogen nicht überspannt hatte.

Consuela bewegte sich. Sie hob die Hände an, bis sie die Kopfhöhe der Detektivin erreicht hatte. Noch berührten die Handflächen nicht Janes Haare. Irgend etwas schien die Person dabei zu stören. Merkte sie möglicherweise, daß vor ihr eine besondere Person stand? Gewissermaßen ein Zwitter, mal Mensch, mal Monster.

»Nun mach schon!« Jane trieb es auf die Spitze. Sie wollte endlich Bescheid wissen.

»Ja, Jane Collins, du kommst auch an die Reihe, aber ich möchte dich zuvor um einen Gefallen bitten.«

»Sprich ihn aus.«

»Komm auf das Messer!«

»Weshalb?«

»Komm schon.« Sie drehte sich um und deutete auf den Jungen.

»Schau ihn an, auch ihm ist nichts passiert. Ich fühle mich dort wohler.«

Jetzt trat Jane den Rückzug an. »Nein, ich bleibe hier. Keine Ausnahme. Mache es so wie bei Regine.«

»Nun gut, du hast es nicht anders gewollt.« Consuela senkte ihre Hände, um die Flächen auf Janes Kopf zu legen.

Das war der Augenblick, in dem ich buchstäblich erstarrte. In den

nächsten Sekunden kam es darauf an, ob Jane das Spiel überreizt hatte oder ihre Karten genau kannte.

Sie tat nichts. Starr wie ein Brett stand sie auf dem Fleck. Die Augen hielt sie halb geschlossen.

Ich konzentrierte mich auf ihr Gesicht. Hoffentlich wußte sie, was sie da tat. Bei Jane mußte man mit allem rechnen. Sie trug ihr Schicksal als eine schwere Last, unter der sie seelisch zusammengebrochen war, wenn sie sich verwandelte.

Was bezweckte sie mit ihrer Aktion?

»Ja, ja!« Ein jeder von uns hörte sie flüstern. »Ja, mach weiter. Es ist ein wunderbares Gefühl. Ich habe dir vertraut, du wirst mir helfen können. Herrlich, Consuela! Ich spüre, wie du es schaffst, wie du es mir herausholst…«

Das hatte die Sternen-Prinzessin nicht erwartet. Janes Worte machten sie unsicher. Sie wußte nicht, wie sie antworten oder reagieren sollte. Bei Regine oder einer anderen Person hätte sich schon längst etwas getan. Nicht bei Jane Collins.

Ihr Gesicht blieb, sie alterte nicht, sie stöhnte auch nicht. Das Lächeln auf den Lippen war eingemeißelt. Consuela gab sich Mühe.

Nicht Jane keuchte, sie war es, die heftig die Luft ausstieß. Sie litt unter der ungemein starken Konzentration und wahrscheinlich auch darunter, daß sie kein Mittel fand, Jane Collins zu dem zu machen, was sie mit ihr vorhatte.

Und doch geschah etwas.

Mehreren Personen fiel es gleichzeitig auf. Janes Gesichtshaut besaß nicht mehr die Frische wie zu Beginn. Sie war auch nicht alt geworden, dafür dünner und gleichzeitig durchsichtiger.

Ihre zweite Existenz erschien – die Knochenfratze!

Ein gelblich schimmerndes Skelettgesicht, das unter der dünnen Haut wie gezeichnet wirkte und einen fürchterlichen Anblick bot.

Damit hatte selbst die Sternen-Prinzessin nicht gerechnet. Sie zuckte zusammen. Für einen Moment wirkte sie so, als wollte sie ihre Hände von Janes Kopf zurückziehen.

»Laß es!« sagte die Detektivin. »Laß deine Hände auf meinem Körper. Ich bitte dich!«

Consuela gehorchte. Für mich war es ein Rätsel.

Ich konzentrierte mich auf die Detektivin. Auch ihr ging es nicht gut. Sie stand unter Streß, ächzte und stöhnte. Unter der dünnen Haut waren die Knochen auch deutlicher hervorgetreten, und selbst das Haar hatte sich verändert. Es zeigte wieder diesen drahtähnlichen Wirrwarr, gleichzeitig auch die Fülle.

Jeder Vergleich mußte hinken. Man konnte es nur so beschreiben, als hätten sich bei Jane Collins zwei Gesichter übereinandergeschoben, wobei das eine nicht wußte, wie stark das andere war.

Die beiden Seelen kämpften in ihrer Brust, und die Macht des Bösen, die auch in Jane steckte, unter der sie so litt, fand ihren Weg.

Mir kam der Gedanke, den ich gleichzeitig weiterführte. Ich glaubte, die Lösung zu haben.

Jane ging volles Risiko ein. Sie war gezeichnet worden. Ein Günstling der Hölle hatte dafür die Verantwortung getragen, aber nun sah die Sache ganz anders aus.

Jane versuchte, den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben. Sie wollte ihre zweite Existenz loswerden. Für sie waren es demnach entscheidende Minuten.

Entweder schaffte sie es, oder sie ging daran zugrunde. Was mußte sie in all der Zeit durchgemacht haben, um dieses Risiko einzugehen?

»Mach weiter, Consuela!« Ihre Stimme glich mehr einem Kreischen. »Nimm die Hände nicht weg. Ich spüre deine, Kraft.«

»Und ich deine auch!«

»Ja – was denn?«

»Da steckt etwas in dir. Es ist mir nicht unbekannt. Es gehört fast zu mir.«

»Dann hole es dir doch!« schrie Jane. Ihre Stimme hallte bis gegen den künstlichen Sternenhimmel. »Hole dir das, was in mir steckt. Ich schenke es dir, ich will es nicht mehr haben. Beeile dich, du kannst es gebrauchen!«

Für mich, den unbeteiligten und trotzdem so engagierten Zuschauer, war es ein Bild des Schreckens. Jane hatte alles auf eine Karte gesetzt. Die beiden Geschöpfe in ihr waren sichtbar zusamengekommen, und das Böse sollte aus ihr herausgerissen werden.

»Du schaffst es, Consuela! Laß mich nicht los! Du wirst es packen, glaube es mir…«

Die Sternen-Prinzessin sagte nichts. Dafür bewegte sie ihren Kopf, warf ihn von einer Seite auf die andere, heulte und keuchte zugleich.

Ich konzentrierte mich auf Janes Gesicht.

Tat sich dort etwas?

Vielleicht spielten mir meine Nerven einen Streich, aber ich glaubte daran, daß die Skelettfratze allmählich verschwand. Sie besaß längst nicht mehr die Stärke wie sonst.

Himmel, die Spannung war kaum noch auszuhalten. Die Hände der Sternen-Prinzessin lagen noch immer auf Janes Haar. Ihre Finger hatten sich dort hineingewühlt, als wollten sie das Böse aus dem Körper der Detektivin hervorziehen.

Es geschah!

Plötzlich ließ Consuela Jane Collins los. Mit einem irren Schrei fuhr sie zurück, taumelte, geriet aus dem Gleichgewicht und prallte zu Boden, wo sie sich überdrehte.

Auch Jane war nicht stehengeblieben. Sie hatte sich abgewandt,

zeigte uns ihren Rücken, nicht das Gesicht.
Ich brüllte ihren Namen. In diesen Augenblicken war mir alles egal. Die Lage hatte sich noch mehr zugespitzt, und es würde sich sehr bald zeigen, ob Jane auf die richtige Karte gesetzt hatte.
Sie drückte ihren Rücken durch, legte den Kopf zurück. Das blonde Haar wallte bis in den Nacken hinein, was ich als positives Zeichen wertete.
Consuela stand langsam auf.
Jane drehte sich schnell. Sie zeigte uns ihr Gesicht.
Es war normal!

***

Gewonnen! Jane hatte den Kampf gewonnen. Es war ihr tatsächlich gelungen, die zweite Existenz loszuwerden. Eine normale Frau stand vor mir, mit einem noch verzerrten Ausdruck im Gesicht, aber mit Augen, in denen der Triumph leuchtete.
Sie hob den rechten Arm, ballte die Hand zur Faust, stieß sie in die Dunkelheit hinein und gab einen Siegesschrei von sich, als hätte sie bei der Olympiade die Goldmedaille gewonnen.
Hatte sie tatsächlich gewonnen? War Jane ihr grausames Schicksal, diese verfluchte Doppelexistenz endlich losgeworden?
Ich konnte es einfach nicht glauben. Sie sollte, nein, sie mußte es mir selbst sagen, deshalb hielt mich nichts mehr auf meinen Platz.
Die anderen hatten zwar zugesehen, nur glaubte ich nicht, daß sie die Vorgänge begriffen hatten. Sie waren einfach zu intim und nur Kennern zugänglich. Ich schob zwei mir im Wege stehende Männer zur Seite und hetzte auf Jane Collins zu.
Noch immer stand sie in dieser Siegerpose. Als sie mich sah, sank der Arm mit der geballten Hand nach unten. Ein wilder Ruf löste sich aus ihrer Kehle.
»John…!«
Dann flog sie mir entgegen und in meine Arme hinein. Ich spürte ihren Körper, der sich an den meinen schmiegte. Sekundenlang vergaßen wir die Umwelt und kamen uns vor wie auf einer kleinen Insel, wo es nur uns beide gab.
Sie war so happy, daß sie mich um die eigene Achse drehen wollte. Das ließ ich nicht zu, weil ich unbedingt Consuela im Blickfeld behalten wollte, die auf mich in ihrer knienden Haltung einen deprimierten Eindruck machte, den einer Verliererin.
»Geschafft, John! Ich habe es tatsächlich geschafft! Ich bin frei. Ich habe alles auf eine Karte gesetzt und gewonnen. Du mußt mir glauben, du mußt es. Sie hat das Böse aus mir herausgezogen, denn sie, von Luzifer erschaffen, fühlte sich hingezogen. Ich habe sie benutzt. Ich schlug den Teufel mit seinen eigenen Waffen…«

Die Detektivin war außer sich vor Freude, die ich allerdings nicht teilte. Der Morgen, das Licht, die Sonne – wenn Jane dies alles normal überstand, konnte ich ihr recht geben.

»John – bitte, sag etwas. Ich will deine Stimme hören. Freue dich doch mit mir!«

»Später, Jane…«

»Du glaubst mir nicht?«

»Doch.« Ich lachte bei der Antwort. »Aber du mußt auch bedenken, daß wir nicht allein sind. Noch existiert Consuela. Ich glaube nicht, daß sie so leicht aufgeben wird.«

»Wieso? Sie…«

»Bitte, Jane.« Ich drückte sie zur Seite, denn die Sternen-Prinzessin lag nicht mehr auf den Knien. Sie war aufgestanden, hielt den Oberkörper nach vorn gedrückt und stand breitbeinig etwa drei Schritte vor mir und auch nicht weit von ihrem verdammten Killermesser entfernt.

Wir starrten uns an.

Ich ging auf Nummer Sicher und hatte das Kreuz hervorgeholt.

Wenn sie mich anschaute, mußte sie dagegen sehen. Mein Nicken fiel langsam aus. »Sieh auf die vier Buchstaben. Die Erzengel, Luzifers Todfeinde haben hier ihre Zeichen hinterlassen. Er hat in die Schöpfung eingegriffen, als er dich formte. Aber er wird nie werden können wie der Allmächtige. Das steht ihm nicht zu. Du kannst sagen, was du willst, das Böse wird nicht siegen. Es hat zu Beginn der Zeiten schon verloren, und diese Niederlage wird sich ständig fortsetzen. Nicht in großen Dingen, eher in den kleinen, persönlichen, wie heute. Ich möchte, daß du das weißt, Consuela. Deine Zeit ist vorbei.«

»Er ist mächtig, Sinclair!«

»Das weiß ich. Warum ist er nicht selbst gekommen, um sich mein Kreuz zu holen? Weshalb schickte er dich vor, es zu rauben? Weil er Furcht davor hatte?«

»Nein, nie! Luzifer kennt keine Furcht! Ich wollte es.« Sie tippte gegen ihre Brust. »Ich wollte es dir abnehmen und ihm als Trophäe überreichen.«

»Das ist vorbei!«

»Vielleicht«, sagte sie und strich durch ihr Haar, das bei dieser Berührung zu knistern begann. »Jane Collins war bei mir. Sie war anders, ich habe es gespürt. Ein Teil von ihr gehörte der Hölle. Das hätte ich wissen müssen, aber es ist noch nicht zu Ende…«

Noch während des letzten Wortes startete sie. Und sie war verdammt schnell. Mit zwei Sätzen mußte sie das Messer erreicht haben.

In diesem Augenblick griff Suko ein!

***

Er hatte bewußt so lange gewartet und war zudem auch von den Vorgängen fasziniert gewesen. Dabei hatte er stets in der Nähe gelauert, ohne entdeckt zu werden.

Wichtig war der Junge.

Und Suko konnte schnell sein. Noch bevor die Sternen-Prinzessin auf ihr verdammtes Messer zulief, war Suko bereits unterwegs. Wie ein Torpedo und für uns völlig überraschend flog er dem breiten Messer und damit auch dem Jungen entgegen.

Der Inspektor griff aus einer anderen Richtung an als die Sternen-Prinzessin. So gerieten sich die beiden nicht ins Gehege, und Suko schaffte es, Kevin Long von seinem Platz herunterzustoßen, bevor Consuela zugreifen konnte.

Der Junge fiel zu Boden. Er schrie laut auf, als Suko über ihn fiel und ihn einfach mitriß.

Im gleichen Augenblick sprang Consuela auf das Brett. Sie brüllte ihre Wut hinaus. Bevor noch einer von uns eingreifen konnte, startete sie. Jeder hörte das Fauchen, als das verdammte Messer in die Luft schoß und über unseren Köpfen seine Kreise zog.

Es gab niemanden, der sich nicht duckte. Einige warfen sich in die Lücken zwischen den Sitzen. Auch mir war klargeworden, daß es sich bei dem Messer um einen gefährlichen Mordgegenstand handelte, der unter uns ein Blutbad anrichten konnte.

Die Sternen-Prinzessin stand auf der Klinge. »Ich werde euch holen!« brüllte sie aus der Hölle. »Ich gebe nicht auf. Ihr habt mich gereizt, jetzt ist der Zeitpunkt…«

Ich spürte es am Luftzug, drehte den Kopf und sah die beiden Personen, die in den Raum stürzten.

Rusty und Linda Long!

***

Der Kollege hielt seine Waffe in der Hand. Er stand vor seiner Frau, ging nicht mehr weiter, schaute sich um. Seinen Blicken war zu entnehmen, wie ihn das Geschehen faszinierte und gleichzeitig durcheinanderbrachte. Bevor ich ihm eine Warnung zurufen konnte, hatte er Consuela entdeckt. »Da bist du ja!« brüllte er und schoß.

Vor der Mündung blitzte es auf. Er jagte Kugel um Kugel aus dem Lauf und erwischte Consuela auch, doch sie war gegen diese Geschosse resistent. Ihr Lachen hallte in das Krachen der Schüsse hinein.

Auch Rusty Long war irritiert. Er lief mit eckigen Bewegungen und leicht geduckt wieder zurück, während die Sternen-Prinzessin ihr Versprechen wahrmachen wollte.

Sie jagte auf Rusty zu.

»Lauf!« brüllte ich.

Nicht laut genug. Long blieb stehen und verfeuerte seine letzte Kugel.

Da peitschte ein Schuß. Es war der Klang einer Beretta. Suko hatte gefeuert – und getroffen.

Long brüllte auf. Er drehte sich, als ihm das linke Bein unter dem Körper vom Einschlag der Kugel weggerissen wurde. So verlor er den Halt, prallte zu Boden – und gewann sein Leben.

Das mörderische Messer jagte in Hüfthöhe über ihn hinweg.

Wie ein fauchender Schatten fand Consuela den Weg durch die offene Tür und war verschwunden. Einige Sekunden später hörten wir es irgendwo im Haus klirren, danach war es still.

Auch bei uns…

Zeit verstrich. Ich hörte nur meinen rasenden Herzschlag, dann erst den Schrei der Linda Long, die ihren Sohn entdeckt hatte und auf ihn zustolperte.

Kevin hielt sich neben Suko auf, aus dessen rechter Hand noch immer die Berettamündung schaute. Er hatte mit der Waffe auf Rusty Long geschossen und ihm durch diesen Treffer ins Bein das Leben gerettet.

Long lag auf dem Rücken, das verwundete Bein angezogen, die Hände gegen das Kugelloch gepreßt. Sein Gesicht war verzerrt, er litt stark unter den Schmerzen.

Suko ging auf ihn zu. Auch ich wollte diesen Weg nehmen, aber mein Freund winkte ab. Das war seine Sache.

Die Männer schauten sich gegenseitig an. »Es tut mir nicht einmal leid«, sagte mein Freund. »Ich würde immer wieder auf Sie schießen, wenn ich Ihnen damit das Leben rette.«

Rusty begriff noch nicht. »Sie haben mir…«

»Hätte ich nicht geschossen, wären Sie durch das verdammte Messer in zwei Hälften geteilt worden. So grausam sich dies auch anhört, es ist leider eine Tatsache. Sie standen einfach zu weit von uns entfernt. Nehmen Sie es hin, Rusty, und freuen Sie sich trotzdem.«

Ich hörte die Worte nur mit einem Ohr, da ich mich um Linda Long und ihren Sohn kümmern wollte.

Die beiden hielten sich umarmt. Linda war einen Kopf größer als Kevin. Sie sah mich kommen.

In ihren Augen las ich die Worte der Frage, die sie mir stellen würde. Ich bekam eine Gänsehaut. Dann nickte ich.

»Sein Gesicht – nicht?«

»Es tut mir leid, Mrs. Long. Wir waren nicht dabei und konnten es nicht verhindern.«

»Ich weiß, aber ich wollte es nicht glauben.« Sie wischte Tränenspuren, aus den Augen. »Wird er jetzt damit leben müssen?«

»Ich glaube schon.« Bevor sie etwas erwidern konnte, machte ich sie auf Regine Dumont aufmerksam. »Diese Frau«, sagte ich, »hat sich

ebenfalls mit Consuela eingelassen und ihr ihren Lebensfunken gegeben. So jedenfalls lauteten die Worte der Sternen-Prinzessin. Das hat sie das Leben gekostet. Consuela saugte es aus dem Körper der Frau. Sie war dabei wie ein Vampir.«

»Und Kevin?«

»Es klingt schlimm, aber trotzdem noch optimistisch. Wahrscheinlich hat er es seiner Jugend zu verdanken, daß er nur um etwa zehn Jahre gealtert ist.«

Sie hielt ihren Sohn fest und zuckte mit den Schultern. »Aber die Umwelt, Mr. Sinclair, was wird sie dazu sagen? Die Nachbarn, die Freunde, die Bekannten?«

»Das ist ein Problem, Mrs. Long. Doch auch an Probleme kann man sich gewöhnen.« Ich dachte dabei an Jane Collins. Sie hörte uns zu, nickte und lächelte dabei.

Jane war glücklich.

Suko hatte inzwischen nach einem Krankenwagen telefoniert, der Rusty abholen sollte. Als er zurückkam, wandte er sich an die anderen Menschen. »Ein Leichenwagen wird ebenfalls kommen«, erklärte er, »Und Regine abholen. Sie ist ihrem Schicksal nicht entgangen, hatte keine Chance. Ihr aber habt Glück gehabt. Geht nach Hause und denkt über das nach, was falsch gemacht wurde. New Age oder Neues Wissen kann auch manchmal zum Verhängnis werden.«

Eine Antwort bekam er nicht. Die Männer und Frauen senkten die Köpfe, als würden sie sich schämen.

Dann gingen sie. Als schweigende Prozession verließen sie das Planetarium. Wir blieben zurück.

»Geschafft?« fragte Suko. In seiner Stimme klangen echte Zweifel mit.

»Nein!«

»Womit rechnest du, John?«

»Consuela wird sich rächen wollen.« Ich drehte mich zu Jane Collins hin. »Und zwar an dir, meine Liebe.«

»Bist du dir sicher?«

»Natürlich.«

»Und weshalb?«

»Weil du sie reingelegt hast. Dein Schicksal ist jetzt das ihre. So etwas vergißt sie nicht.«

Jane senkte den Kopf. Sie dachte über meine Worte nach. »Über einen Zeitpunkt könntest du nichts sagen – oder?«

»Nein, nur spekulieren.«

»Es hieße dann, daß du in meiner unmittelbaren Nähe bleiben müßtest, sollte die Person tatsächlich allein auf mich fixiert sein.«

»Stimmt. Mich hat sie gestrichen. Sie wird bemerkt haben, daß mein Kreuz stärker ist.«

»Und ich bleibe auch in deiner Nähe«, sagte Suko.

Jane lächelte. Sie gab sich etwas verlegen. Ich wußte, daß ihr ein Problem auf der Seele brannte. »Sprich es schon aus!« forderte ich sie auf.

»Du weißt, John, mein Gesicht.«

»Klar.«

»Glaubst du daran, daß wieder alles okay damit ist? Daß ich wieder so bin wie früher?«

»Möglich.«

»Aber ich fühle mich besser!« rief sie. »Es ist etwas ganz anderes. Ich bin zu einer neuen Person geworden, so komisch sich das alles anhört, aber das stimmt nun mal.«

»Wir werden es erst sehen, wenn der Tag anbricht. Du bist durch den Magus von Zypern schon einmal hereingelegt worden. Gestattest du mir meine Zweifel?«

»Ja.«

»Das ist gut. Unsere Freude wird möglicherweise um so größer sein, solltest du recht behalten…«

***

Erst nach Mitternacht erreichten wir unser Ziel. Wir hatten uns mühsam durch die Dunkelheit und den Nebel gequält.

Da Jane Collins bei Lady Sarah wohnte und ich ihr versprochen hatte, bei ihr zu bleiben, kam eben als Ziel nur das Haus der Horror-Oma in Frage. Natürlich war sie noch nicht zu Bett gegangen. Sie hatte auf uns gewartet und öffnete die Tür, bevor wir anschellen konnten.

»Dem Himmel sei Dank. Ihr seid wieder da!«

»Alles okay?« fragte ich.

»Sicher.« Sarah schaute mich mißtrauisch an. »Was sollte denn nicht okay sein?«

»Es war nur eine Frage.«

»Das glaube ich nicht, John. Es ist doch etwas passiert.«

»Das kann man wohl sagen.«

»Was denn?«

»Laß uns erst einmal hinein!«

Der Tee war bei Sarah Goldwyn stets frisch und heiß. Wir saßen wieder in ihrem Wohnraum und berichteten abwechselnd, was uns in der Zwischenzeit widerfahren war.

Die Horror-Oma fiel von einer halben Ohnmacht in die andere. Sie konnte es einfach nicht fassen, schüttelte zwischendurch den Kopf, schlug sich auch vor die Stirn und flüsterte: »Das begreife ich nicht. Das ist mir einfach zu hoch.«

»Wieso?« fragte Jane. Sie machte überhaupt keinen deprimierten oder ängstlichen Eindruck mehr. Unsere Freundin war fest davon

überzeugt, daß Consuela den Fluch unfreiwillig von ihr genommen hatte.

»Gerade bei dir, Jane. Ich kann es nicht fassen, daß du wieder normal bist.«

»Doch!«

Da Suko und ich schwiegen, schaute uns Lady Sarah an, in Erwartung eines Kommentars.

»Wir werden erst die absolute Gewißheit bekommen, wenn der Tag anbricht!«

»Du bist gemein, John.«

»Nein, Jane. Ich denke realistisch.«

»Was ist, wenn ich recht behalte?«

»Dann werden wir ein Fest feiern, daß sich die alten Deckenbalken hier im Haus biegen.«

»Einverstanden«, stimmte Lady Sarah zu, um sich gleich darauf einem ernsteren Thema zuzuwenden. »Ihr seid also davon überzeugt, daß Consuela sich rächen wird.«

»Zumindest wird sie es versuchen!« schränkte ich ein. »Sollte sie Jane tatsächlich erlöst haben, wird sie diese Doppelexistenz loswerden wollen. Auch wenn sie zur dämonischen Seite gehört, das kann sie sich nicht gefallen lassen.«

»Wir können also mit einer langen Nacht rechnen«, meinte die Horror-Oma.

»So ist es.«

»Sollen wir hier unten bleiben?«

»Ich gehe nach oben«, sagte Suko, »und suche dort den Himmel ab. Das ist besser. Wenn ich sie sehe, sage ich euch Bescheid. Wir haben einmal schon Glück gehabt. Weshalb sollte uns dies nicht ein zweitesmal widerfahren?«

»Wie du meinst, Suko.«

Mein Freund erhob sich. »Dann werde ich mich mal verziehen.«

»Die Gläser liegen noch oben!« meldete Sarah Goldwyn.

»Danke.«

Zu dritt blieben wir unten. Schweigend in den folgenden Minuten.

Jeder hing seinen Gedanken nach. Lady Sarah hob die Schultern.

»Hättest du mir das gestern alles erzählt, John, ich glaube, ich hätte dich einfach ausgelacht.«

»Dein gutes Recht. Nur schlägt das Schicksal manchmal seltsame Kapriolen.«

Sie stand auf. »Ich hole noch Tee.«

»Das kann ich doch machen«, sagte Jane.

»Nein, bleib du bei John.«

»So schlimm ist es auch nicht, daß ich noch ein Kindermädchen brauche.«

»Vielleicht bin ich gern bei dir«, schmeichelte ich.
»Lügner.«
»Wieso?«
»Denk an Glenda. Was wird sie sagen, wenn ich wieder ganz so bin wie früher?«
»Glenda wird sich mit uns freuen.«
Jane legte den Kopf schief. »Glaubst du das wirklich?«
»Ja, das glaube ich. Was einmal zwischen euch gewesen war, ist vorbei. Fang bitte nicht davon an.«
»Ich doch nicht.«
»Und Glenda auch nicht.«
»Du verteidigst sie aber sehr.«
»Das gleiche würde ich auch über dich sagen, wenn ich ihr gegen übersäße.«
»Kann sein.«
»Das mußt du mir glauben.«
Lady Sarah kam mit dem frischen Tee. »Habt ihr Streit?« fragte sie.
»Nein«, erwiderte ich schnell. »Nur eine kleine Meinungsverschiedenheit.«
»Das gibt sich wieder.« Sie schenkte ein, während ich auf die Uhr schaute.
Die zweite Morgenstunde war mittlerweile angebrochen. Wenn ich aus dem Fenster schaute, sah ich hinter der lichterfüllten Scheibe ein Mischmasch aus Dunkelheit, Nebelwolken und dem verschwommenen Licht der Außenbeleuchtung. Unzählige Gestalten schienen sich dort zu bewegen.
Der Tee war heiß und stark. Ich trank zwei Schlucke, stellte die Tasse ab und erkannte, daß Janes Haltung sich verändert hatte. Sie saß nun, sehr steif auf dem gepolsterten Stuhl.
»Hast du was?«
»Ich kann es nicht sagen, John, aber ich spüre, daß etwas auf mich zukommt.«
»Nur auf dich?«
»Nein, auf uns.«
»Consuela?«
»Ich glaube schon.«
»Wo denn?« fragte Lady Sarah. Sie schaute dabei mich an, dann wieder Jane.
Jane gab die Antwort sehr leise. »Sie ist in der Nähe. Ich merke, daß sie sogar ein Teil von mir ist. Ihre Gedanken und Wünsche konzentrieren sich auf mich. Ich glaube, du hattest recht mit deiner Rache-Theorie, John.«
Ich stand auf.
»Willst du zu Suko?«

»Nein, Jane, ich bleibe hier.« Mein Weg führte mich ans Fenster.

Dicht vor der Scheibe blieb ich stehen und versuchte, einen Blick nach draußen zu werfen.

Es war einfach unmöglich, dort etwas Genaues zu erkennen. Der verdammte Nebel deckte alles zu wie ein sanft schwingendes Leichentuch. Lichter, wenn ich sie überhaupt erkennen konnte, erinnerten mich an blasse Flecken.

Ich drehte mich wieder um. »Nichts zu sehen.«

Jane sah aus, als würde sie auf die Stimme ihrer Seele lauschen. So stark nach innen gekehrt. »John, sie ist trotzdem da. Du… du mußt mir glauben. Ich lüge dich nicht an.«

»Dann sehe ich draußen nach.«

»Und das Messer?« rief Sarah Goldwyn.

Ich holte das Kreuz hervor. »Keine Sorge, damit werde ich sie schon stoppen.«

»Hoffentlich.«

Sehr wohl war mir nicht, als ich den Wohnraum verließ und in den schmalen Hausflur trat. Die Bedingungen konnte für eine Person wie Consuela nicht günstiger sein. Der dicke Dunst deckte einfach alles zu. Gutes als auch Böses.

Schon dicht vor der Haustür stehend, vernahm ich Janes Schritte und drehte mich um.

»Ich gehe mit dir.«

»Nein, du bleibst hier im Haus.«

»Aber…«

»Kein Aber, Mädchen. Es ist einfach zu gefährlich für dich. Bleib hier im Haus.«

Ihr Gesicht bekam einen trotzigen Ausdruck. Lady Sarah kam noch und zog sie zurück. Ich hörte, wie sie mit Jane Collins flüsterte.

Wenn die Sternen-Prinzessin tatsächlich kam, mußten wir mit bösen Überraschungen rechnen. Die nahm und brauchte auch auf nichts Rücksicht zu nehmen. Durch ihr mörderisches Surfbrett gelang es ihr mühelos, auch durch Wände zu jagen. Wenn sie wollte, konnte sie Lady Sarahs Haus zerstören. Diese Vorstellung beschäftigte mich. Gesprochen hatte ich mit keiner Person darüber, weil ich unnötige Ängste vermeiden wollte.

Meine Hand lag auf der alten Klinke. Ich zögerte, die Tür zu öffnen, lugte durch den Spion, konnte aber nichts erkennen. Nicht einmal den mittlerweile kahl gewordenen Vorgarten, denn auch über ihm wehten die Nebelwolken.

Dann zog ich die Tür behutsam auf.

Kühle und Nässe schlugen mir entgegen. Der Nebel war wie ein feuchtes Tuch, das mein Gesicht umklammerte. In der offenen Tür wollte ich nicht stehenbleiben, trat auf den Absatz davor – und sah in

den Wolken die Gestalt.

Sie selbst bewegte sich nicht, sie sah nur so aus, weil die Schwaden sie umrollten.

Ich stand da, ohne mich zu rühren. Es war kein Gespenst, das ich sah, obwohl das Aussehen damit zu vergleichen war.

Nein, vor mir stand Consuela, die Sternen-Prinzessin. Sie war gekommen, um abzurechnen…

***

Keiner von uns sprach. Jeder lauerte auf die Reaktion des anderen.

Diesen Nervenkrieg war ich gewohnt, er machte mir nicht mehr viel aus. Meine Blicke glitten an der Gestalt nach unten, bis sie den Gegenstand trafen, auf dem Consuela stand.

Es war das breite Messer!

Auch in der Finsternis zeigte die Klinge ihren matten, graublauen Glanz. Über sie hinweg trieben die dünnen Nebelfetzen wie feiner Rauch, der aus irgendeiner Pfeife stieg.

Consuela sah aus wie immer. Regungslos stand sie auf dem breiten Messer und tat auch nichts, als ich mich in Bewegung setzte und auf sie zuging.

Ich wollte die Entscheidung – jetzt und hier!

Seltsamerweise verspürte ich keine Furcht. Ich vertraute auf mein Kreuz. Ob es allerdings das Messer stoppen konnte, war fraglich.

Bisher jedoch traf die Sternen-Prinzessin keine Anstalten, es auch zu benutzen.

Obwohl ich mich höchstens drei Schritte von Lady Sarahs Haus entfernt befand, kam ich mir einsam vor. Der Nebel veränderte selbst eine Großstadt in ein totes, stilles Land, in dem auch Schreie durch die Feuchtigkeit erstickt wurden.

Sehr dicht blieb ich vor der Spitze der breiten Klinge stehen. Sie berührte fast meine Zehen.

Da Consuela schwieg, sagte ich: »Du bist also zurückgekommen. Damit haben wir sogar gerechnet.«

»Sicher.«

»Weshalb? Hat dir die *eine* Niederlage nicht gereicht? Ist diese Welt noch immer die deine?«

»Ja und nein. Ich bin überall zu Hause. Aber ich will etwas abgeben, das mir nicht gehört.«

»Und was ist das?«

»Eine zweite Existenz, die ich einer anderen Person raubte. Ich will damit nicht leben, denn ich spüre, daß sie mich verändern kann. Schon jetzt fürchte ich mich vor dem Licht des Tages, weil sie dann ausbrechen wird.«

»Das kenne ich.«

Consuela lachte. »Also gib den Weg, frei, damit ich zu ihr kann. Du weißt, wie mächtig ich bin. Ich kann dieses Haus und auch andere Häuser zerstören.«

»Nein, Consuela!« widersprach ich hart. »Deine Zeit ist vorbei. Das heißt, sie ist nicht einmal angebrochen. Dein Verhalten hat denjenigen die Augen geöffnet, die dir folgen wollten. Du brauchst den Funken Leben, den wollen die Menschen auch. Bei ihnen ist er legitim, bei dir jedoch nicht. Du siehst zwar aus wie ein Mensch, reagierst auch so, du bist trotzdem keiner, weil dir die Seele fehlt.«

»Nein, Luzifer…«

»Er kann keine Seelen geben. Er kann höchstens das Böse in eine Gestalt hineinpflanzen. Dein Suchen nach Gerechtigkeit war nichts als Lüge. Du hast anderen etwas vorgespielt, nur um ihr Vertrauen zu gewinnen. Sogar vor einem Kind hast du nicht Halt gemacht. Die Geschichte, die in einem Buch über dich niedergeschrieben wurde, soll hier beendet werden. Und dies für alle Zeiten.«

Die Worte gefielen ihr überhaupt nicht, das sah ich ihr an. Hatte sie bisher steif und starr auf ihrer Klinge gestanden, so bewegte sie jetzt unruhig ihren Körper. Sie hatte etwas vor, das merkte ich. Was immer es sein mochte, ich wollte dabei sein und ihr vor allen Dingen damit zuvorkommen.

Deshalb ging ich einen Schritt vor. Mehr brauchte ich nicht, um das Messer zu erreichen.

Damit hatte sie nicht gerechnet, denn sie tat nichts, um mich daran zu hindern.

»Bevor du dich um Jane Collins kümmerst, mußt du erst mit mir fertig werden, Consuela!«

Sie nickte – und handelte.

Ich spürte den Ruck, und einen Moment später rasten wir hinein in den Nebel und stiegen gleichzeitig hoch…

***

Glücklicherweise hatte ich mit dieser Situation gerechnet und mich darauf eingestellt. Mein Stand war relativ fest, und so warf mich auch der Ruck nicht von der Unterlage. Er drückte mich nur nach vorn, so weit, daß ich Halt finden mußte.

Ich bekam ihn bei Consuela.

Wie ein Liebespaar standen wir auf dem Fleck, ich hielt sie umklammert, und Sekunden zogen sich hin wie Minuten.

Um uns herum quoll und wirbelte der Nebel. Ich spürte ihn wie kalten Regen oder glitschige Finger über meine Gesichtshaut streifen. Wo wir uns befanden, bekam ich nicht heraus. Wahrscheinlich so hoch wie die Hausdächer oder schon darüber.

Über die Zeit konnte ich nicht nachdenken, ich wollte es auch nicht,

denn Consuela hatte sich wieder gefangen und stieß mich zurück. Sie schaffte es nicht, mich über den Rand kugeln zu lassen, denn ich hielt mich an ihr fest, und es gab noch etwas, mit dem ich sie fertigmachen und beeinflussen konnte.

Plötzlich tauchte das Kreuz dicht vor ihrem Gesicht auf. Es berührte sie noch nicht, doch der Anblick bereitete ihr körperliche Qualen, denn ein Laut des Wehklagens drang aus ihrem Mund.

»Weg damit!«

»Erst wenn du landest!«

Ich hatte das Kreuz gut beobachten können. Die vier Buchstaben an den Enden blinkten auf wie kleine Warnleuchten. Die Ecken wurden durch das Leuchten genau nachgezeichnet.

Ich hatte Erfolg. Irgendwie merkte ich, daß es bergab ging. Schräge Hausdächer huschten wie starre Schatten an mir vorbei. Im nächsten Augenblick bekamen wir festen Grund unter den Füßen.

»So und jetzt…«

Ich ließ sie nicht ausreden und handelte. Wieder umarmte ich Consuela, diesmal allerdings mit meinem Kreuz, das ich fest gegen ihren Rücken drückte…

***

Das Geräusch, das ich hörte, erinnerte mich an einen nur schwerlich unterdrückten Schrei. In das Wehklagen mischte sich ein Gurgeln.

Ich sah nicht in ihr Gesicht, mich interessierte der Rücken, der auch Kontakt mit dem Kreuz bekommen hatte.

Über die rechte Schulter konnte ich schauen. An vier Stellen wirkte mein Talisman wie eine Lanze, die ihr Licht abgab, das dabei den Körper der Frau durchstrahlte.

Es hatte Löcher wie Laserlicht hineingebohrt. Noch immer ächzte und klagte sie. Sie zuckte unter meinem Griff und erschlaffte gleichzeitig. Ich hielt sie auf den Beinen, als sie von der Killerschneide des Messers wegzog.

Die gesamte Szenerie störte mich. Sie kam mir irgendwie als Traum vor, in dem wir beide nichts anderes als Objekte waren, ohne die Hauptpersonen zu sein.

Ich erlebte das langsame Sterben der Sternen-Prinzessin zwar aus der Nähe und trotzdem aus einer gewissen Distanz, als wäre eine Mauer zwischen sie und mich geschoben worden.

Consuela hing an mir wie eine Klette. Wir standen nicht mehr Brust an Brust, die Sternen-Prinzessin hielt meine linke Schulter fest, wollte auch die andere umklammern und schob ihre Hand schräg über meinen Brustkorb.

Eine Hand?

Nein, es war schon eine Klaue. Ich schauderte zusammen, als ich die

aschgraue Haut sah, die dünn über den Knöcheln lag. So ähnlich sahen Menschen aus, die bereits dem Tod geweiht waren.

Noch spannte sich die Haut, wenn sie die Finger bewegte, aber plötzlich platzte sie weg.

Knochen sah ich nicht.

Heller Staub rieselte hervor, vergleichbar mit künstlichem Glitzerzeug, das über Tannenbäume gekippt wurde, um Schnee zu imitieren.

Ich stand da wie ein Eisblock. Nur taute ich nicht auf. Ich wußte, daß sie vergehen würde, schaute nach unten und sah, daß sie ihren Körper folgen ließ.

Auch er schob sich diagonal an meiner Brust entlang. Die Farben waren andere geworden.

Das blaue Kleid nur mehr ein grauer Lappen, das Haar nicht mehr dunkel, dafür blaß, aschgrau mit ein paar hellen Streifen.

Und erst das Gesicht. Keine Fratze und trotzdem schrecklicher anzusehen. Die eingefallene, graue Haut, die blutunterlaufenen Beulen und Flecken an Mund und Augen, zerrissene Lippen wie poröse Schläuche, Augen ohne Glanz und Tränenwasser, eine alte Frau, gleichzeitig ein von den Sternen gekommenes Monstrum, das sich übernommen hatte.

Ihre nochmalige Rückkehr mußte in einem Anfall von Verzweiflung geschehen sein und war auch nicht richtig vorbereitet gewesen.

Sie hatte Janes Doppelexistenz in sich aufgesaugt. Das mußte für sie der Anfang vom Ende gewesen sein.

Consuela rutschte ab.

Ich griff nach, doch unter meinen Händen bröselte die Schulter zusammen. In der Kleidung fand sich nur Asche oder bleich glänzender Staub, aus dem sie zusammengepreßt worden war.

Sie sank zu Boden, kippte noch zur Seite und blieb auf ihrem breiten Messer liegen.

Mit unbeweglichem Gesicht schaute ich auf Consuela. Sie erinnerte mich an eine Puppe, deren Glieder jemand in bestimmte Winkelformationen zurechtgerückt hatte.

Noch einmal hob sie den Arm.

Es war der rechte. Sie bewegte die Finger, suchte nach Halt. Noch während sie die Finger krümmte, fielen sie ihr ab. Als Sternenstaub rieselten die Reste zu Boden.

Ich hörte Schritte.

Aus dem Nebel lösten sich vom Haus her kommend drei Gestalten. Lady Sarah, Jane und Suko.

Sie bekamen die letzten Sekunden der Sternen-Prinzessin noch mit. Von ihr blieb nichts mehr übrig, bis auf den Kopf.

Aber der zeigte kein normales Gesicht mehr, sondern eine

Skelettfratze, wie sie Jane Collins einmal getragen hatte. Jetzt glaubte ich auch daran, daß der Fluch gelöscht worden war.

Das breite Messer, die Gestalt der Consuela – alles war für uns nur mehr eine schreckliche Erinnerung. Nur der Schädel blieb als makabres Dokument liegen.

Ich wollte ihn mit dem Kreuz zerstören, doch Suko hatte eine andere Idee. Seine Dämonenpeitsche war längst entrollt. Er drückte Jane den Griff in die Hand. »Mach du es!«

Zögernd trat sie vor und schaute mich an. »Soll ich?«

»Ja, Jane. Rechne mit deinem zweiten Ich, mit dem Bösen, dem Grausamen ab.«

Sie hob die Peitsche. Ihr Gesicht wirkte, als hätte es jemand in den Nebel hineingemeißelt.

Sie schlug zu.

Drei Riemen schauten aus dem Griff der Peitsche hervor, und drei Riemen trafen auf.

Durch die Wucht sprang der Schädel in die Höhe, als wollte er vor uns flüchten. Er fiel wieder zurück und zerbrach in mehrere Stücke, die Suko und ich zertraten.

Jane schaute uns zu. Sie hielt die Peitsche in der Hand. Die nach unten hängenden Riemen berührten den Boden. Ich ging zu ihr und sagte leise:

»Irgendwie mußt du der Sternen-Prinzessin sogar dankbar sein.«

»Du wirst es kaum glauben, John«, gab sie flüsternd zurück, und nur ich konnte sie hören. »Das bin ich sogar…«

***

Der neue Tag!

Sehnsüchtig hatten wir das Hellwerden erwartet. Die letzten Stunden waren noch voller Zweifel gewesen, und wir hatten eine Jane Collins erlebt, die vor Aufregung kaum sprechen konnte. Noch bestanden Zweifel, es gab keine hundertprozentige Sicherheit, die würde uns erst die Helligkeit bringen.

Uns kam es sogar wie ein kleines Wunder vor, daß der Nebel sich zurückzog. Noch vor Aufgang der Sonne löste er sich auf. Der Wetterbericht sagte uns einen strahlenden Herbsttag voraus. Wir waren gespannt, ob die Leute diesmal recht behielten.

Sie irrten sich nicht.

Die Sonne ging auf, und wir hörten einen Schrei aus der ersten Etage, wo Janes Zimmer lag. In der letzten Stunde hatte sie allein sein wollen. Das war von uns respektiert worden.

So rasch wie möglich hetzten wir hoch. Sogar Lady Sarah hielt mit.

Nicht nur die Tür stand offen, auch das Fenster.

Und davor stand Jane. Die Arme hatte sie ausgebreitet, sie wandte

uns den Rücken zu, schaute in das etwas grelle Licht der aufgehenden Sonne, hörte meinen Ruf, drehte sich um – und…

Wir schrien vor Freude.

Vor uns stand kein menschliches Monster mehr wie sonst. Dafür eine Jane Collins, wie wir sie von früher her kannten.

Befreit von diesem schrecklichen Fluch.

Was nun folgte, war unbeschreiblich. Jane weinte, lachte und jubelte in einem. Noch nie zuvor hatte ich einen Menschen erlebt, der sich dermaßen freute.

Wir gönnten ihr diese Freude von ganzem Herzen. Lange genug hatte sie mit einer unerträglichen und menschenunwürdigen Qual leben müssen. Das war nun vorbei.

Dank einer Person, die langsam und qualvoll gestorben war, Consuela, die Sternen-Prinzessin.

Eines war sicher: Keiner von uns würde sie jemals vergessen können. Und auch nicht ein Junge namens Kevin Long, der sein Leben lang immer zehn Jahre älter aussehen würde, als er tatsächlich war…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 554 »Sie kam von den Sternen«